

Stanford University Libraries



36105048211697

rtett

Winkelquartett
die romantische Arien- und Gesangs-
geschichte von
Anna Croissant-Rust

833.8 .C94W

C.1

Winkelquartett; eine k

Stanford University Libraries



3 6105 048 211 697





833.8
C94w

Winkelquartett



833.8
C94w

Winkelquartett

KRONEN BÜCHER



Romane erster Schriftsteller



Winkelquartett

Eine komische Kleinstadtgeschichte von
Anna Croissant-Rust



RUDOLF MOSSE
(KRONEN-VERLAG)
BERLIN SW 68

Bu

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten
Nachdruck verboten
Copyright 1918 by Kronen Verlag G. m. b. H., Berlin SW 68

323290

EVANGELIUM MATHÄ

Wer heutzutage in die alte Stadt kommt, von der ich reden will, und vor das schöne gotische Rathaus unter den mächtigen Bänden, wird vergebens nach den Gewölben ausschauen, die in dieser Geschichte immerhin eine gewisse Rolle spielen. Eine Rolle, weil in einem dieser Gewölbe der Held Kampelmachertripl das Sicht der Welt erblickt hat, eigentlich fast gegen den Willen und die Absicht der Mutter, und dann weil er einen Teil seiner Jugend dort verlebt, im zweiten weiteren Gewölbe seine Lehrzeit durchgemacht und im dritten seine Tätigkeit als Meister ausgeübt hat.

Auch das schmale engbrüstige Haus, in dem die Mahn Rosine geboren und erzogen worden ist und in dem ihr Vater das ehrsame und nährnde Gewerbe eines Ländlers und heimlichen Ferkelstechers betrieb, wird wohl nicht mehr in der Birgengäß stehen, die jetzt als Georgenstrafe die „Avenue“ der Stadt geworden ist und vom Marktplat an mit stattlichen Zinskästen prangt.

Nur das einstöckige Haus mit seinem späteren Aufbau, windschief nun und förmlich in sich zusammengefunken, wird man finden können, das Vater- oder besser das Mutterhaus des hinkenden Mayl, das heute noch in der Paradeisgasse stehen muß.

Es ist richtiger zu sagen das Mutterhaus, denn dem eigentlichen Vater des hinkenden Mayl war gewiß die berühmte Paradeisgäß, in der nur kleines

und kleinstes Volk lebte und die ihren Namen wie zum Hohn trug, kaum bekannt, bis zu dem Augenblick, wo er den hinkenden Marl, seinen leiblichen Sohn, in einer besonderen Mission aufsuchte.

Wenn dieser Vater, der Baron, einmal zur Stadt kam, so geschah das im eleganten Landauer, und sein Wagen mit dem Wappen hielt gewöhnlich nur vor der Behausung anderer Adliger, vor der der „Spitzen der Behörden“ oder vor dem Kasino des kleinen Städtchens, wo der einzige Kellner Hans, der Stolz und das Kleinod des Traitéurs, in sieberhafte Aufregung geriet, sobald er nur einen Schein der sandfarbenen Vivree des Rutschers des Barons von Vohberg erblickte; denn es gehörte wahrhaftiger Gott mehr dazu wie nur Servietten schwenken, um diesen verwöhnten Krautjunker zu befriedigen!

Gewiß war der Baron nie in die Paradeisgasse gekommen, bis zu der Stunde, da er den hinkenden Marl im vollen Sinne des Wortes in Augenschein nahm, was in der besagten Gasse eine ungeheure Aufregung verursachte und auch für diese Geschichte nicht ohne Folgen bleiben wird.

Die Paradeisgässer waren als sehr neugierig, schlagfertig und spottstüchtig verschrien, und nicht umsonst ging der Vers:

„Wer durch die Langgäß geht ohne Rind,
Hinter Sauft Martin ohne Wind,
Durch die Paradeisgäß ohne Spott,
Der hat a Gnad von Gott!“

Davon, d. h. vom Spott, konnte der hinkende Marl mit seinem langen und traurigen Pferdslopf ein Liedlein singen! Doch nicht von ihm soll jetzt erzählt werden, obwohl er vielleicht durch den baronlichen Vater mit dem schönen Coups schon einiger Interesse erweckt hat. Der hinkende Marl kam

warten; er ist ja das Zurückstehen von Profession gewohnt, er ist geboren zurückzustehen.

Eigentlich hätte jetzt wohl die holde Weiblichkeit des Kleeblattes zu erscheinen, vor allem die Mahn Rosine; doch da die schönen alten Gewölbe schon den Anfang machten, soll die Rosine mit dem schwarzen Haar und einigen markanten Abzeichen ihrer Rasse in der Mitte liegen bleiben und der Kampelmacher-Frißl zuerst aufmarschieren, der sowieso in seinem ganzen Leben nichts hat erwarten können, was er schon bei seiner Geburt bewies, denn er kam ganze acht Wochen zu früh, war also ein Siebenmonatskind.

Damals war er freilich nicht der Kampelmacher-Frißl, sondern der uneheliche Sohn der Genoveva Glocke, Obstlerin, die bei seiner Geburt schon ziemlich in den Jahren war, weshalb sie warmherzige und liebenswürdige Leute von da ab Mutter Glocke oder schlichtweg Glockin nannten.

Daß das Folgende gleich von zwei außerehelich geborenen Subjekten zu handeln haben wird (siehe den hinkenden Maxl!), ist gewiß sehr fatal, aber erstens ist an den Tatsachen nichts mehr zu ändern und zweitens wird hoffentlich durch die Mahn Rosine, die so ehelich geboren ist wie nur irgendeiner, alles wieder gutgemacht. Auch gereicht es sicher zur allgemeinen Genugthuung, daß sich der Frißl zwar nicht infolge seiner illegitimen Geburt, doch wohl infolge seiner schlimmen Anlagen durchaus nicht als tadelloser Bürger, als kein einwandfreies Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft auswechs, und nicht die gewünschten friedlichen und staatsbehaltenden Eigenschaften aufwies, die von ihm hätten gefordert werden können, so daß mit vollem Rechte sehr bald und auch später in der Nachbarschaft eine gewisse grimelige Befriedigung über ihn herrschte, ganz in Uebereinstimmung

mit der guten, d. h. besseren Bevölkerung des Städtchens, die von Uraufgang an prophetisch gesagt hatte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“

Vorderhand oder bis jetzt ist aber der Kleine, sehr kleine Frißl erst andeutungsweise geboren, und noch immer ist wohl die Mutter Genoveva Glocke, leider, keine „Geborene“, erwähnt, aber kein Wort vom Vater gesagt. „Ja eben, ja eben“, oder, wie Genoveva Glocke sagte, „ja ehm, ja ehm“, da stak der Haken. Ein Wunder war es, ein „völliges“ Wunder, daß der Frißl nicht auf öffentlichem Marktplatz unter den Lindenbäumen zur Welt kam, oder wem es widerstrebt, das Wunder zu nennen, ein reiner Zufall.

Der dicken Obstlerin Genoveva Glocke (noch Bevi, nicht Mutter Glocke genannt) war die Geschichte nach zwanzigjähriger Pause, während der sie vor sich selber und vor den anderen quasi wieder zur Jungfrau geworden war, eine heillose Ueberraschung. Sie konnte und konnte nicht daran glauben.

Grübelnd und kopfschüttelnd saß sie Tag für Tag unter dem doppelten Schutz ihres großen grauen Leinenschirmes und des mächtigen Daches der Linden, war ein bißchen konfus und schämte sich ein bißchen. Als sie zweiundzwanzig alt war, frisch und blühend, hatte sie sich freilich noch mehr geschämt, obwohl sie den Vater des Kleinen Mädchens genau anzugeben wußte, was diesmal ganz und gar nicht der Fall war. Jetzt war sie zweiundvierzig, dick, verfettet, mit Säcken unter den Augen und einem fast unheimlichen Umfang. Kein Mensch dachte daran oder sah ihr an, daß sie bald dem kleinen Erzspißbuben, dem späteren Kumpelmacherfrißl, das Leben geben sollte.

Sie selbst wollte die Affäre auch vor sich nicht wahr haben, darum blieb sie fest auf ihrem Höckerinnenstuhl

fixen bis zur letzten Minute. Ein Glück, daß das Gewölbe, Salon, Wohn- und Schlafgemach der Dame Glocke, sowie Obstvorratskammer, in der allernächsten Nähe war, sie hätte sonst keinen sicheren Post mehr erreicht, kaum daß sie noch die paar Stufen hinunterkam.

Dies Geschrei und Gelächter unter den anderen Höferweibern! Dies Raten und Disputieren, diese Garde vor dem Gewölbe, als die Hebamme angerückt kam! Und erst als der Vater sollte ins Taufregister eingetragen werden! Die Devi Glocke heulte drinnen. Wenn sie sich doch die ganze Zeit schon besonnen hätte, wenn das doch ihr größter Kummer war! Was lag ihr an dem armseligen Kinde! Am Vater lag ihr und auf den konnte sie nicht kommen! Es verwirrte sie erst recht, daß man beständig in sie drang: „Ja, einen Vater muß er doch haben!“

Gewiß, recht, aber welchen?

„Es mag sein, es ist die Hennemusi oder der lange Packträger am Markt vorne, den Namen woß i net, oder an anderer, oder der Nachbar Kampelmacher, na, der is et net, i mag niemanden unrecht verdächtigen, schreibt's halt niemanden ein und wart's, bis er größer werd, wem er gleich siecht.“

„Bis jetzt siecht er überhaupt net amal an Kind gleich“, spöttelte Madame Hähnlein, die Amme, der es gar nicht paßte, den winzig kleinen roten Wurm zur Schau zu tragen. Mit dem kriegte man ja überall das Gespött! Nicht einmal den dritten Teil des Taufkissens füllte er aus, und ihre sämtlichen Taufhäubchen fielen ihm bis zur Nase über das verrunzelte Faltengesicht, das vorderhand noch wie das eines greinenden böshaften Aeffleins aus den Kissen sah.

Den Paten machte, nachdem der lange Packträger, den die Amme perfiderweise zitieren wollte, aus-

gerissen war, irgendeiner, den sie im Vorbeigehen ausgabete. So kam der Frißl sogar um ein Patentreichent, was ihn in späteren Jahren noch giftete, und weswegen er die Madame Pöhnlein, die ihn zum Eintritt in die Welt verholfen hatte, nicht leiden konnte.

Mutter Glocke war es vorderhand nur darum zu tun, ihren Beruf, der unterhaltlich, beschaulich, wenn auch nicht aufregend einträglich war, sobald als möglich wieder ausüben zu können.

Am fünften Tage nach der schleunigen Geburt Frißls saß sie schon wieder, genau anzusehen wie vorher auch, unter dem grauen Schirm, und über ihr tanzten die Sonnensflecken, wenn der Wind die breit-ästigen Linden oben bewegte.

Es war sommerlich warm und erschien ihr angenehm, so mitten auf dem Marktplatz, mitten im Leben der kleinen Stadt, zu sitzen, ein wenig scheu zwar, aber mit dem Gefühl, etwas interessanter geworden zu sein.

Später aber, als die Vögel anfangen, die Blätter herabzulassen, als sich manchmal ein gemessener Tanz bunten Herbstlaubes, von der Allee hereingewirbelt, um ihren Stand erhob und die Leute laut schimpften, daß die kleine, armselige, alleingelassene Kreatur im Gewölbe schrie, daß ihre Lunge fast zerplatze, fand Mutter Glocke, daß das Wandeln zwischen Stand und Gewölbe für ihre stets zunehmende Körperfülle zu beschwerlich sei. Sie faßte den Entschluß, einen Strich unter die Idylle ihres Höferrinnendaseins zu machen und — als Zeichen der endgültig entchwundenen Jugend — von nun an in Züchten und Ehren ihre Äpfel und Birnen, ihre Zitronen und Kugeln, ihr Johannis- und Alexenbrot, die ersten und letzten

Nirschen und „Zweschben“ vor ihrem Heim, dem Gewölbe, auszubreiten

Da konnte sie — und sie fand ihr Tun bald sehr löblich —, wenn draußen der Wind rumorte oder gar schon Schnee fiel, unangefochten von Kälte und Sturm im Gewölbe sitzen, das sie sonst nur zur ganz strengen Winterzeit bezogen hatte.

Ganz so „unterhaltlich“ wie auf dem Marktplat war's nicht, aber doch recht vergnüglich, durch die Glastür zu erspähen, wer da vorbeiging oder sich drüben in der Löwenapotheke oder in dem großen „Spezereiladen“ etwas holte. Als Mißstand empfand sie freilich, daß sie mit anhören mußte, wie bunt es der Heine Balg nebenan trieb.

Eine Lunge hatte der Zwerg! Die stand in gar keinem Verhältnis zu dem Brüstchen und Körperchen, das man immer erst in den Bettstücken suchen mußte. Zwei Stufen höher als das tiefgelegene Gewölbe lag nämlich das „Kabinett“, Schlafgemach der Dame Bevi, vor kurzem Ort „des accouchements“, jetzt Kinderzimmer, dabei Küche, Garderobe und im grimmen Winter auch Empfangszimmer für etwaige Besuche. Es hatte die Länge des Gewölbes, war aber so schmal, daß Mama Bevi nur mit Mühe die gewichtigen Teile ihres Körpers zwischen Bett und Kommode durchzuzwängen vermochte.

Nun stand außer der alten Kommode, dem alten Schrank, einem alten Holzkoffer und anderem Gerümpel noch der Korb mit dem neuen Jungen darin, und Mutter Glocke begab sich nicht gern unndig in die Enge und Wirrnis des Kabinetts. Die Mauern waren dick und die Lüre hielt sie geschlossen; das Schreien des stets lauten Anäbleins mußte schon mörderisch werden, ehe sie ans Aufstehen dachte.

Jetzt, da sie den Weg von ihrer Behausung zum Stand nicht ein paarmal am Tag hin und her zu machen gezwungen war, nahm ihr Unisang täglich zu, ja sie glich eher einer wandelnden schwammigen Fettpyramide denn einem auch nur einigermaßen geformten weiblichen Wesen.

Wenn sie ging, sah sie aus, wie wenn sie auf ein Brett mit kleinen Rädern gestellt wäre, das eine unsichtbare Hand an einer unsichtbaren Schnur hinter sich drein zog.

Aller unnötigen Beschäftigung abhold, war ihr die mit dem Rinde in den Tod zuwider. Konnte denn der krebrote Kerl mit den spindeldürren Beinchen, der stets ausah, als sei er am Ersticken, nicht endlich den Zweck erfüllen, den Mutter Bevi für seinen einzigen hielt, nämlich — sich möglichst bald aus dem Staube zu machen? Nein, voll ausgesuchter Bosheit blieb er leben, genau wie er eben diese Bosheit dadurch bewies, daß es ihm auch in der Folge gar nicht einfiel, einem der mutmaßlichen Väter zu gleichen.

„Wo der Bua ner des G'müt her hat?“ fragte sie oft und oft die dürre Wiesnerin, ihre Kollegin, die manchmal ihre Abendvisiten machte. „Von mir doch net! Ich bin alleweil gutümtig und g'fällig g'wesen, und er is es net. Es is, g'wiß und wahr, ein Irrtum, und ich kann's gar net glauben, daß grad ich sei Mutter worden bin. G'münzt hab ich's net auf ihn g'habt und entbehren könnt ich ihn leicht.“

Die dürre, ausgemergelte Wiesnerin verstand das sehr gut. Sie hatte es auch nicht auf ihre zehn „gemünzt“ und hätte sie auch leicht entbehren können.

„Ja, gelt Wiesnerin, vor fünfundzwanzig Jahren, da war's anders!“ Gerieten sie auf dies Thema, so kamen die beiden, die miteinander jung und sauber gewesen, an kein Ende.

Wer allerdings heute Mama Glöck sah, förmlich zerfloßen, Leib und Brust ineinander übergehend, daß nur die Schürzenbänder die mutmaßlichen Konturen bezeichneten, mit entzündeten Augen, die Haut rot und höckerig unter dem spärlichen Haar, der mußte erstens freilich den Kopf schütteln über Frißls Existenz; zweitens konnte er sich gewiß nicht vorstellen, daß die schwammige Höckerin einst eines der schönsten Mädchen war.

Die Wiesnerin jedoch hob jederzeit den Schwurfinger für Bevis Reize, und wer es trotzdem nicht glauben wollte, den konnte man schlagend auf die schöne Tochter verweisen, die, zwanzig Jahre vor dem Frißl geboren, der Mutter Abbild geworden, eine bekannte Schönheit, groß und schlank, mit blihenden Augen und blihenden Zähnen, mit einer Haut wie Marmor. Leider war sie nur im Bild und nicht leibhaftig zu sehen, da sie von einem reichen Viehhändler geheiratet und nach Ungarn exportiert worden war. Dort blieb sie bis gegen das Ende dieser Geschichte für die Mutter verschollen, froh wahrscheinlich, die Schweinewirtschaft im großen Stil vertauscht zu haben.

Die sei ein anderes Kind gewesen, kein solcher Wechselbalg wie der Frißl, klagte Mama Glöck.

Der glich ja eher einem Vogel denn einem kleinen Menschenkind; sein Gesicht küßte niemals die Rote ein, die er mit in dieses Jammertal gebracht, und er sah schon im Wickelkissen aus, als sei er voller Born und Geifer.

Die war prompt zur richtigen Zeit gekommen, Bevi konnte prompt den Vater angeben, und mit einem Jahr fing sie prompt zu laufen an.

Dagegen der!

Im dritten Jahre bequemte er sich erst, auf den

dünnen gekrümmten Beinchen zu stehen und ein wenig zu reden. Weichimpf hatte er freilich, ohne reden zu können, von aller Anfang an aus seinem Korb heraus wie ein Rohrspaß. Da lag er drinnen, anzusehen wie ein halbverhungertes Kabe, mit dem langen dünnen Hals, der großen Nase und den runden schwarz-blanken Augen, die schon ganz früh eine Verruchtheit verrieten, die später sein Stolz und seine Stärke wurden.

Nichts hatte er von ihr, wie sie meinte, vor allem nicht ihr schönes, warmes und gütiges Herz.

Er konnte noch nicht einmal laufen, nur krabbeln, doch versuchte er schon, die Mutter von ihrem Lehnstuhl zu zerren, weil er ihn in Besitz nehmen wollte, und konnte dabei blaurot vor Wut werden und um sich schlagen und beißen wie ein kleines Tier.

„Kot! kot!“ schrie er und stieß nach dem unbeweglichen Kettkloß von Mutter. Sie stieß nicht wieder, das verbrauchte zu viel Kraft. Ihre ganze Vitalität hatte sie nötig, um aufzustehen, wenn ein Kunde kam, und dem ein süßes Maul über die Hängebacken zu machen. Hatte der die Tür wieder von draußen zugeedrückt, sank sie allsogleich in den Lehnstuhl zurück, der noch lange nach der „Niederlassung“ Töne des Proteites von sich gab.

Dort saß sie — der Fritzl erinnerte sich in späteren Jahren noch wohl daran — und laute gern Hüheln und Kläse, die etwas trockene Vesper mit dem Fläschlein beleuchtend.

Ihre Kochkunst war nicht allzusehr ausgebildet; ohne viel Vorbereitungen in Szene gesetzt, schnell verschlungen, bestand ihr Menü stets aus einem Gerichte, d. h. aus Verschiedenem, das kunterbunt in einem Topfe aufgesetzt wurde, während der Fritzl meistens

aus dem Uebriggebliebenen, aus kalten Näpfen aufgefüttert wurde, besonders in späteren Jahren.

Da fing auch das Nebengelaf, das Kabinett, von Frißl Kreuche geheifen, an, zu klein zu werden, und ohne viel Federlesens warf Bevi dem Jungen einen Koxen ins Gewölbe, ein paar Decken und ein Polster dazu. Nun schlief er mitten unter Obstfässern und Gemüsekörben, eingewickelt und förmlich in sich zusammengeringt, wie junge Hunde es machen, denn das Gewölbe war kalt im Winter, da Maina Bevi in weiser Fürsorge gerade so viel Wärme aus dem Kabinett herausließ, daß Obst und Gemüse nicht erfroren.

Untertags blieb sie dort oder saß, in Mäntel und Decken verpackt, und so noch monströser anzusehen, heraußen im Gewölbe, das traditionelle Kohlenbecken der Hölerin unter den Füßen.

Im Winter kamen die Kunden zu ihr herein: eilige und schwachhafte Dienstmädchen, kleine Studentlein und Gewerbeschüler ohne Mäntel, mit roten und schwarzen Pulkwärmern an den blaugefrorenen Handgelenken; es kamen kleine und große, schüchterne und freche Klosterschülerinnen die die Süßigkeiten rasch in den Muff und dann sogleich ins Mäulchen steckten.

Alle kannten den Frißl und gingen mit ihm um, wie man mit einem zwar amüsanten, aber bössartigen gezähmten Vogel oder einem bissigen kleinen Käter umgeht.

So ähnlich behandelte ihn auch Mutter Bevi, wenn sie friedfertig war, und sie war das wirklich aus Bequemlichkeit und einem angeborenen Hang zum Dufeln. Aber, aber! Etwas verdüsterte das Bild ihrer beschaulichen Seele.

Sei es, daß das Fläschlein wohl manchmal seine Wirkung auszuüben begann, sei es, daß in irgend-

einem Winkel ihres Gemütes noch ein Stück unausgelöstes Temperamentes spulte, von Zeit zu Zeit überkam die sonst so stille Seele ein furchtbarer Zorn, der sie ohne Veranlassung fast, ja wie der Blick aus heiterem Himmel überfiel.

Dann stürzte sie wortlos auf den Fißl los und zerbläute ihn so lange, bis sie genötigt war, unter Nechzen auf den protestierenden Stuhl niederzusenken, in der Farbe ihren rotvioletten Krautköpfen nicht unähnlich, die in den Stellagen in Reih und Glied standen.

Das waren ihre Quartalszörne, die sich leider in späteren Jahren auch auf die Kunden auszudehnen begannen. Harmlose Bürger und Bürgerinnen, kleine Schulkinder, eilige Gewerbeschüler (in der Stadt Gewerbschachteln geheißten), dürftige Präparanden oder Fremde, die, nur ganz bescheiden vielleicht, handeln wollten, belamen ganz plötzlich zu ihrem maßlosen Erstaunen böse Worte um die Ohren und allerlei Waren ins Gesicht geworfen. Standen sie trotzdem noch eine Weile still oder begannen gar aufzubegehren, so konnten sie es erleben, wie Mutter Glocke Keffel und Birnen, Feigen und Bonbons, selbst das vielbegehrte Studentenbrot, Lebkuchen und süßes Gebäck in wildesten Tumult durcheinanderwarf, ja das Weinendach ihrer Auslage mit wütenden Griffen herabzertrte, sogar zuletzt anfang, ihrem Handel tatsächlich alle Basis zu untergraben, indem sie ihrem wackligen „Stand“ die Beine ausriß und alle Waren durcheinander mit einer bei ihren Fettmassen aus Wunderbare grenzenden Behendigkeit unter die Zuschauer warf, die sich stets in hellen Haufen einsanden.

Das größte Gaudium hatten dabei natürlich die Gassenkinder, die schon länger, den Finger im Munde, auf einem Bein stehend und sich so um sich selber

drehend, in vorausahnender Wonne dem Verlauf der Dinge zusahen.

Endlich war alles so weit gediehen, daß sie sich wie heulende Dervische auf die Deckereien stürzen konnten, während Mutter Bevi, in ihren Grundfesten erbebend, eine Masse unziemlicher Ausdrücke und unflätiger Schimpfworte unter die Menge warf, so unflätig, daß man sie sogar in Gedanken nur errötend und widerwillig wiederholen mochte.

Das Schimpfen dauerte so lange, bis ihr keine noch wüsteren Worte mehr einfielen, oder bis ihr der Atem versagte, um das Gelächter und den Tumult zu überschreien.

Dann watschelte sie, noch immer unter Geschimpfe, ins Gewölbe, dessen schwere, eisenbeschlagene Holztür, die sonst nur während der Nacht geschlossen ward, sie hinter sich zuwarf.

War es dem Fritzl noch gelungen, vor diesem Akt zu entkommen war es gut; wenn nicht, war es schlimm, denn die Reihe kam nun an ihn.

Eine wilde Jagd begann in dem stockdunklen Gewölbe. Der Fritzl suchte instinktmäßig zu verhindern, daß die Alte an die Tür des Nebenzimmers kam, denn wenn sie die aufriß und es hell wurde, war er verloren. Da kriegte sie ihn allemal. Je weniger Mutter Bevi ihren leiblichen Sohn erreichen konnte, desto hartnäckiger wurde sie. Wie ein Affe hüpfte der Fritzl von einem Obstfaß aufs andere, hopste auf den Lehnsstuhl, warf der Keuchenden Krautköpfe vor die Füße — dennoch, trotz seiner Behendigkeit fiel der Junge ihr fast regelmäßig doch noch in die Hände, und in dem tiefen Dunkel entspann sich dann ein Kampf, bei dem beide blindlings aufeinander loschlugen und der Fritzl wie wütend um sich biß, so lange, bis sie ihn aus

allen Kräften an sich zog, förmlich in sich hineinpreßte, daß er fast in ihrer „Veiblichkeit“ ersticken mußte.

Hier und da gelang es dem Fritzl, das Nebengemach zu erreichen und drinnen sofort den Riegel in die Finger zu kriegen. War es ihm, unter triumphirendem Indianergelächel, geglückt, ihn zwischen sich und den entfesselten Fettklumpen zu schieben, so erhob sich alsbald ein solches Gebrüll und Zetergeschrei im Gewölbe — man war im Rathaus und die Polizeiwache ganz in der Nähe —, daß sämtliche Polizeisoldaten aufsprangen die vielleicht gerade alle an ihren Uniformen vorhandenen Knöpfe aufgeknöpft hatten und in der Wärme und in dem Frieden der Wachtstube die Fliegen an der Decke und auf dem Fußboden mit den Augen singen. Mit krummen Zehen angelten sie nach ihrem danebenstehenden Schuhwerk und liefen schnell fort im Lauf noch die allernotwendigsten Knöpfe schließend. Gleich darauf erschienen sie säbelumgürtet und mit strengen, schnurrbärtigen Mienen, zerteilten durch Augenrollen und durch drohende Bewegungen den Tumult, worauf sie mit dem ihnen zukommenden Ernst und der ihnen wohl anstehenden Würde nach feierlicher Eröffnung der Thür den nachbarlichen Kobold, der ihnen schon Streiche genug gespielt, in schöner Uebereinstimmung versohnten. Alsdann sprachen sie je nach der Würde und Laune ein paar Worte mit der verstummten Bevi, zogen auch, je nach Würde und Laune, kürzer oder länger an der Glocken Fläschlein und verschwanden wieder, würdig und mit befriedigtem Ausdruck, in der Richtung nach der Wachtstube zu.

Das Ende eines jeden Quartalszornes war stets gleich, nur der Effekt war für Mutter und Sohn ungleich.

Fritzl hockte immer heulend, von ohnmächtigen

Rachegedanken gegen die hohe Polizei und Mutter Glocke gleichmäßig erfüllt, doppelt verlohnt auf seiner Decke im Winkel, und die Alte lag, nachdem sie noch eine Weile gegröhlt, mit dem leeren Fläschchen schnarchend auf ihrem Bett.

Den nächsten Tag war sie demütig, zerknirscht, voller Erbitterung, nicht gegen Fritzl, sondern stets gegen die hohe Polizei, die nicht früher eingeschritten und so ihre „Sach“ gerettet hatte.

Mit vielem Aechzen und un. . . einer schweren seelischen Depression suchte sie rings um das Gewölbe, sogar im Kinnstein nach den verschleuderten Waren, und der Fritzl mußte nach dem Schreiner laufen, dem sie jedesmal sagte:

„Brunnhuber, da schau her, a Kreuz is, alles is hin! Gestern hat mir der Wind, der elendige, wieder alles umschmissen,“ worauf Brunnhuber jedesmal mit schönem Ernst erwiderte: „Ja ja, damisch is er gestern gangen, der Wind!“ ein paar Nägel einschlug, einige Kreuzer einsackte und wieder ins Wirtshaus trollte, aus dem ihn der Fritzl aufgestöbert.

Süß war der Aufruhr dennoch des öfteren für Fritzl. A conto des Wirrwarrs stopfte er sich die Taschen mit guten Sachen voll, die er später, freilich unter Tränen, in seinem Winkel hinabwürgte. Manchmal behielt er auch das eine oder andere Stückchen, das ihn nicht besonders anzog, zurück, um es seinem intimsten Freund, den hinkenden Nagl, gönnerhaft in Wort und Allüren, zu überreichen. So ungefähr waren die Höhen und Tiefen, war das „Auf und Ab“ in Fritzls Jugend, und als wohlbestellter nachmaliger Rampelmachermeister hat er nicht an dem Gewölbe vorbeigehen können, ohne auszuspucken und einen schnellen schießenden Seitenblick nach der teuren Heimat zu tun.

Eigentlich wäre jetzt von seinem getreuen „Spezl“ und vielliebten Freund, dem hinkenden Nagl, zu reden. Doch soll jetzt die Mahn Rosine an der Reihe sein, und auf unserer Wanderung vom Rathaus und Marktplatz die Girgengasse hinauf gegen die Paradeisgasse zu steht ihr elterliches Haus auch gerade am Weg.

Wenn man das Palais Glocke zum Vergleich heranzieht, war freilich dagegen gehalten die Mahn Rosine, die bestimmt war, in Frißls Leben eine Rolle zu spielen, „in Herrlichkeit geboren“.

Tochter des Ländlers und Kleiderhändlers Aaron Mahn und seiner Ehefrau Malche, geborene Blumenstätter, war man über ihren Vater nicht im unklaren, wie über den des pp. Frißl. Die Hebamme hatte sofort die ordnungsgemäße Solidität und das durchaus zu billigende Bestreben des kleinen Kindleins, dem „Date“ ähnlich zu sehen, konstatiert. Nur die Peinlichkeit allein, mit der die Nase der kleinen Rosine sich bemühte, aus Haar der des alten Aaron zu gleichen!

Die jüdische weise Frau konnte sich nicht enthalten, der Wöchnerin anerkennend zuzurufen: „Malche, des hascht de gut gemacht, ganz der zwett Alt!“

Doch Malche, von der der spätere Gang Rosinens für alles Schöne und Ideale stammte, hatte für die Art Schönheit und für dieses Ideal kein Verständnis bekundet, sondern nur ein paar tiefe, ja beschämte Seufzer ausgestoßen, die schon eher ihre Enttäuschung und Erbitterung bekundeten; ja, sie machte später ihrer Verwandtschaft gegenüber kein Hehl daraus, daß es ihr furchtbar bitter sei, daß das Rosindchen nicht ihr gleichen wollte, sondern hartnäckig fortfahre, immer tiefer in die Ähnlichkeit mit dem „Date“ hineinzugeraten. Diese fieberhaften Bestrebungen des Kindes, den Alten nachzuahmen, erlebte das schöne Malche

freilich nicht allzulange. Acht Monate nach der Geburt des kleinen Mädchens legte sie sich hin und starb.

Die Verwandtschaft des alten Aaron, boshaft und schlagfertig wie er selber, die stets im Krieg mit dem ideal veranlagten Malchen gelegen hatte, behauptete, daß sie, eitel wie sie gewesen, aus Gram darüber gestorben sei, daß das Rosinche, eine echte „Mahn“, sich hartnäckig weigere, den idealen, aber bornierten Typus der Blumenstatter anzunehmen, und lieber aussehen mochte wie sie, die raffigen und sieben-gescheiten Mahns. Das hatte sie, die sich im Kinde wiederfinden wollte, nicht überlebt.

Frau Malchens Höchstes war freilich von jeher die Schönheit und die „Kunscht“ gewesen. Da kam sie allerdings bei Vater Aaron selbst sowie in seinem Tun und Treiben, Leben und Sein nicht auf ihre Rechnung. Ihre heißen Wünsche und Sehnsüchte fielen ganz aus dem Rahmen des geschäftigen, streng und eng geführten Lebens im Hause Mahn. Der alte Aaron jedoch, der seine viel jüngere schöne Frau nicht gern andere Pfade hätte wandeln sehen mögen als „zulässige“, erlaubte ihr, schlau und bequem, wie er zugleich war, alle Extravaganzen, die sie allein genießen konnte und die ihr zugleich harmlos und dennoch prickelnd dünken sollten, ihm aber tauglich und angebracht erschienen für ihr etwas zu jugendlich überschäumendes Temperament. Sie konnte alle Konzerte besuchen, die sie wollte; sie konnte im Theater der kleinen Stadt die blonden und braunen Liebhaber anschwärmen oder im Laden und in der Wohnung Tränen über irgendein unnützes Buch vergießen.

„Das loscht' nit so viel,“ beschwichtigte er die Stächler und Heßer aus seiner Familie, „müßt' ich bezahle mit meiner Ehr', wär's mehr, so sind's ä paar Grosche und sie is zufriede und ich auch.“

Also in ihren Gefühlen sanktioniert, schwärmte das schöne Malche für die meisten männlichen Mitglieder aller Truppen und Trüppchen, die ins Städtchen kamen und in der in einen Musentempel umgewandelten, ehemaligen romanischen Kirche ihre romantischen Schauspiele und verkürzten „aktuellen“ Lustspiele den hungrigen Kleinstädtern kredenzt. Auf diese harmlose Weise löste das Weib Narons alle ihre unausgelösten erotischen Gefühle schamhaft und keusch aus. Dabei hielt sie streng dem Alten die eheliche Treue, stets demütig und dankbar, und das bißchen böse Gewissen, das sie meinte haben zu müssen, gab ihr in den Augen des alten Fuchses eine Charnie mehr, obwohl er vom Theaterrennen und vom „Stuß“ seiner Frau sprach. Ihr Tod ging ihm sehr nahe, da auch seine Eitelkeit mit im Spiel gewesen und er sich gern prahlend neben ihr gezeigt hatte; er verkroch sich ganz ins Haus und ins Geschäft, während er sonst, besonders an hohen jüdischen Festtagen, mit dem Zylinder, das Malche schön gepußt, rauschend in Seide, auf der Promenade gewandelt war.

Jetzt kam er kaum vor die Badentür; selbst als das Rosinche so weit war, ihren Wünschen Ausdruck zu verleihen, und das war ziemlich früh, und beständig bettelte, „hörschde Date, nimm mich mit,“ schielte er nur über die Brille auf die kleine Kreatur herunter, ließ sich aber nicht erweichen. Er hatte das Kind gern auf seine Art, aber ausgehen mit ihm? Wozu? Staat war keiner mit dem Rosinche zu machen. Erstens blieb's ewig ein Knirps, und nichts wollte wachsen an ihm, nur die Nase und der Kopf, und dann ging es knipp — knapp, und er, der alles gern im Sturmschritt nahm, kam mit dem Hüften-

lahmen Kreatürchen nicht vom Fleck. Nein, er war nicht zärtlich und nicht von der Sorte:

„Ich und mein Knipperlknapp
 Geh'n mer spazieren,
 Geh ner her Knipperlknapp,
 Laß dich schön führen.“

Das schöne Führen hatte er niemals verstanden, auch zu Malchens Zeiten nicht, und außerdem — was hätte er denn mit dem kleinen Ding reden sollen? Vom Geschäft wußte es doch nichts. Das sollte nur droben bleiben in der großen Wohnstube, die, wie hinten die gute Stube, mit zwei Fenstern die ganze Front des engbrüstigen Hauses einnahm.

Unten war der Laden, daneben ein schmales Hinterzimmer und die Küche, im dritten Stock die Remnate der alten Tante, die seit der Mutter Tod das Rosinchen betreute, das Schlafzimmer des Alten und des Töchterchens daneben, dazu eine Kammer für die Magd.

So waren in den drei Stöcken die Zimmer und Zimmerchen verteilt, und Treppchen und Stiegen und Abläße und Rischen und Gänge gab es noch genug innerhalb dieses Winkelwerks; denn die Hinterzimmer lagen niederer als die Vorderzimmer, und außer der Treppe, die eng und schmal war und an den Ecken mit einem unerwarteten und energischen Ruck kehrt machte, ehe sie weiter führte, bestanden noch Separatführerleitern oder Stiegen von Stock zu Stock.

Das hatte für Frau Malche etwas sehr Heimliches und Romantisches gehabt, die alten Gänge und Stuben, in die ihr Mann so viel schönes und altertümliches Gerät hineintrug, aber das Rosinche sagte schon mit drei Jahren bestimmt und überlegen: „Ich möcht' ä neu Haus; ich möcht' ä schönes Haus und Plüschmöbel.“ Ja, das Rosinche hatte Ambitionen!

Als es anfangen sollte, in die Schule zu gehen, begann der Vater sich für das Kind zu interessieren. Wenn er mit ihm des Abends am Tische saß oder wenn er die Kleine im Ladenstübchen auf den Knien hatte und rechnen ließ, grinste er über das ganze Gesicht. Das war Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut! Und bald stand das Rosinche im Laden hinter der Theke. Allerdings schauten nur ein paar graue, etwas hervorquellende Augen und eine große Nase über den Ladentisch, und man sah den zehn Fingern, die sich ans Brett krallten, die Mühe an, sich so weit oben zu halten. Aber die großen Augen wanderten und wanderten und ließen den Käufer nicht los, verfolgten ihn, wenn er etwas in die Hand nahm, wurden unruhig, wenn er handelte; ging er und hatte gekauft, so platzte das Rosinche heraus: „Was hat er gegebte for die Stiwel?“

Ging er, ohne zu kaufen, so verließ das Kind lautlos seinen Platz, und in den grauen Augen war ein Ausdruck von Geringschätzung für den Vater.

Die Kleider Rosincheus behielten beharrlich den Geruch des Ladens, denn das kleine Mädchen war viel mehr unten als oben.

Da das Hinterzimmer auch noch mit Waren, vornehmlich mit Stiefeln, vollgepfropft und die Tür zwischen Laden und Hinterzimmer beständig in Bewegung war, hatte sich auch dort derselbe fatale Geruch festgesetzt, der im Laden dominierte, dem alten Wahn aber nicht mehr zum Bewußtsein kam, denn er kannte keine andere Atmosphäre; die sonntägliche Luft in den oberen Räumen schnaupte er mißtrauisch ein, und sie erschien ihm unzutraglich.

Ueberhaupt die Sonntage haßte er. Die benutzte gewöhnlich die alte Tante, die sonst seiner nicht habhaft werden konnte, sich an ihn zu hängen wie eine

Kette. Da begann sie von den zahlreichen Krankheiten zu erzählen, die sie während der Woche überfielen, oder von den ebenso zahlreichen früheren Mägden, die es durchaus nicht hatten einsehen wollen, daß das Haus Rahn ein Eldorado — oder — aber das war ein gefährliches Thema, über das Rosinchen zu klagen; denn die alte Tante war weichen Gemütes und liebte das Kind, obwohl es, spottsüchtig und respektlos, einstweilen seinen Witz an der Alten ausübte.

Diese schüchternen Klagen aber paßten dem Vater Rahn gar nicht; er war in dem Punkte sehr empfindlich; schön war das Rosinche nicht, also mußte es doch brav und gescheit sein. Jetzt war die alte Schaluppe schon so lange Jahre im Haus und wollte das nicht einsehen!

„Des steckt dich zehnmal in de Sack, gelt, des sind dein Schmerze?“ spottete er.

Im Grund war die alte Tante ebenso ehrgeizig und ebenso verliebt in das Rosinche wie der Alte. Es war doch sonst niemand da!

Schon lange dünkte ihr die jüdische Volksschule nicht mehr passend für das Talent des Kindes, und es verlangte ja auch selbst, herausgenommen und ins Institut getan zu werden.

„Es hat doch Ambitione!“ sagte vorwurfsvoll die Alte, „des weißt de doch!“

„Stuß!“ brummte der Alte, „werd se dort schöner, werd se dort größer, werd se dort gescheiter?“ — aber er gab doch nach und, freudig erregt, von Ehrgeiz und Stolz gebläht, hickelte das Rosinche in das Institut, das Töchterchulche, wie der Vater Aron sagte.

Es war so klein geblieben, daß es noch gut in die erste Klasse der Volksschule gepaßt hätte; die Nase zwar war mächtig gewachsen und das lange Kinn hing

tief auf die schmale Rinderbrust herab. Die Haare pflegte die Lante in der Mitte zu scheiteln und dann mit solcher Wucht hinter die Ohren stramm zu kämmen und dort in zwei eisenharte Zöpfe zu pflechten, daß es aussah als sprängen gerade durch diese barbarische Prozedur die Augen so gar sichtbarlich und gewölbt aus dem Kopf hervor.

Für die Gassenbuben, und dazu war vor allem der Rampelmachertrüßl zu rechnen, war das Rosinchen schon lange ein beliebtes Objekt, beliebt und dankbar, denn es weinte nicht wie die anderen Kinder, wenn es beschimpft wurde oder lief auf und davon, sondern es schimpfte herzhast wieder, kräftig und abwechslungsreich, schimpfte wie ein Rohrspatz und, findig wie es war, blieb es den Angreifern nichts schuldig in Worten und erfand obendrein noch die prächtigsten Namen für sie, so daß es oft die Lacher auf seiner Seite hatte.

Als es in einem neuen grasgrünen Kleide, das zu seiner fahlgelben Haut, Teint des Date Aaron, wundervoll stimmte, mit einem nicht nur angedeuteten, sondern ziemlich umfangreichen Reifröcklein, einem großen Herrenwinkler mit strohgelbem wehenden Band auf dem Haupte — Geschmack der Lante — in die Töchterchule wandelte, wurde es in dieser neuen und erstaunlichen Equipierung von seinen Widersachern mit Hallo empfangen, mit Hallo eskortiert und mit Hallo an der Tür des Instituts abgeliefert.

Bis dahin hatte das Rosinchen geschwiegen, wohl aus einem unklaren Gefühl heraus, daß es sich für eine angehende Töchterchülerin nicht schickte, auf der Straße Krakeel zu machen. Vor der Pforte riß ihn aber doch die Geduld und es drehte sich ganz unerwartet um, streckte den Widersachern die lange, kohl-schwarze Zunge entgegen, denn es hatte eben Schwarz-beerluchen gegessen, riß blitzschnell die Schultasche vom

Budel, die groß und gewichtig aufs Wachsen berechnet war, packte sie bei einem Riemen und schlug herzhast unter die Horde.

Resultat: Eine zu Tode erschreckte Pfortnerin, ein unsanftes Befördern ins Klassenzimmer, eine zürnende Standrede der Schwester-Lehrerin, eine Anstandspredigt der herbeigeeilten Oberin zum Beginn: dann folgte eine lange Ermahnung, Drohung der Ausweisung — das Rosinchen war ja nur ein Judenmädchen — und ein Tränenmeer von seiten der „kleinen Mahn“ als Eintritt in das Institut. Beim Eintritt in das Klassenzimmer war das Rosinchen von den neuen Gefährtinnen fast mit demselben Hallo begrüßt worden wie auf der Straße von den Widersachern.

Still und langsam hickelte es, in seinem Krinolinchen einer kleinen wandelnden Glocke gleich, heim, nicht triumphierend, wie sich der eitle Oate und die eitle Tante gedacht, sondern begossen wie ein Pudel, nicht strahlend die Orgengäß herunter, sondern heulend durch die Gassen und Gäßchen; daheim stand es noch ein Weilchen, ganz gegen seine sonstige feste Art im Hausflur, bis es sich so weit ermannte, ins Hinterzimmer zum Vater einzutreten und dort seine Niederlage zu bekennen.

Der Alte setzte klugs seinen Ingrimm in Hohn um, weil ihm das besser packte und sich überlegener annahm, und da er das kleine Mädchel in seinem großen und gerechten Schmerze nicht noch mehr kränken wollte, fiel er über die Tante her. Das war das Ende ihres verfluchten Ehrgeizes und ihres bornierten Geldausgebens!

„Da hascht dein Töchterchülche! Da hascht dein grasgrünes Kleid! Da hascht dein gelbe Hut!“

Die Alte zitterte vor Erschütterung, kniete sich vor

das heulende grasgrüne Idol hin, das von Zeit zu Zeit vor Wut stampfte, suchte es zu trösten, obwohl es fest auf die lieblosenden Hände schlug; sie schwur trotzdem, von nun an alle Ströme ihrer Liebe über das arme Kind zu ergießen. Ja, sie liebte es, sie liebte es unbändig in dem Augenblick, wo man gewagt hatte, es so zu mißhandeln. Ihr Goldkind, ihr Sonnenstrahlchen so zu kränken!

Da die alte Dame „latschte“, lautete ihr Rosinche ungefähr wie „Bochschlnche“ und ihr Sonnenstrahlche wie „Chlonnenchlträhliche“. Aber das Chlonnenchlträhliche wollte nichts von ihrer Zärtlichkeit wissen. Sie war an allem schuld, nur sie, und das Rosinche riß das grasgrüne Kleid herunter und spuckte darauf:

„Da, da, tu's fort! Mach, mach!“ Erst als der Staat verschwunden war, wurde es ruhiger, aß, in seinem weißen Unterröckchen, dem weißen Piqueleibchen, den Herrenwinkler auf dem Kopf, noch immer sehr feierlich und feiertäglich anzuschauen, mit am Tisch im Badenzimmer, befundete nach und nach sogar Interesse an den Kunden, die während der Tischzeit kamen, indem es aufhüpfte, sich auf die Beine stellte, den Vorhang löstete und mit großen runden Augen die Vorgänge draußen im Baden überwachte.

Die Tante Mine, selig, daß der alte Aaron nicht mehr schimpfte, und der die Sache erledigt schien, schwächte ununterbrochen darauf los, nur damit die fatale Geschichte nicht wieder berührt wurde. Die war aus und begraben, schimpflich, glimpflich.

Als es gegen halb zwei ging, sah der Alte angelegentlich und immer angelegentlicher nach der Uhr, über den Hornkneifer hinaus auf das Rosinche und zulezt auch auf die Tante Mine.

„No, werd's bald?“ frug er.

„Ja, was denn?“ fragte die Tante und kriegte es mit allen Schrecken. Das Rosinchen wurde blaß, wie ein langer grauweißer Käseib sah sein Gesicht aus, es sprang von seinem Stühlchen herab und stand zur Flucht bereit.

„Was denn, was denn?“ spottete der Alte nach. „Anstellerei! Als fort in die Schull!“

„In die Schul?“ — — und Tante und Nichte fielen zu gleicher Zeit ein Gezeiter an, bei dem hauptsächlich das Chlonnenchträhliche sich krampfhaft hervortat.

Nein, nein, nein, sie ging nicht und der Vater wäre gescheit genug, das einsehen zu können, daß das nichts für sie wäre, lieber sollte er sie totschlagen.

Diesmal gab aber der Alte nicht nach; er hielt das quiekende Rosinchen fest bei der Hand und commandierte: „Kleider her!“, er hing ihr den großen Schultzangen, zum Hiaeknwachsen berechnet, auf den Rücken, die Tante sekte ihr weinend den alten schwarzen Strohhut auf; daß sie das Chlonnenchträhliche nicht segnete bei seinem Ausgang, war alles.

Der Alte sekte sich selbst in Trab und das Rosinche mußte wohl oder übel mit.

„No, was wär dann des, die Flint glei ins Korn zu werfel! Ich hab vorausbezahlt, und die Zeit siht je mir ab.“

So handelte der alte Aaron ähnlich den Bauern, die, um nichts umkommen zu lassen, was viel Geld gelostet hat, die Medizin nach dem Tode eines Familienmitgliedes trinken; das Rosinche mußte das Geld im Töchterschülche absetzen, ob ihm die Sache schmeckte oder nicht.

Der Date hielt das Kind fest bei der Hand, da half kein Sperren und kein Stemma; in seinem alten schwarzen Ladenaittel, den Hornkneifer auf der Nase,

barhaupt, führte er das widerspenstige Mädel vor die Pforte des Instituts.

Diesmal folgten die Gassenbuben, deren größte Anzahl die Paradeis- und Langedasse stellte, in gemessener Entfernung, aber das Zohlen ging nicht aus, bis der Aaron das Rosinche der Schwester-Pförtnerin übergeben hatte und es für die Rangen die höchste Zeit war, in der altersbraunen Tür der benachbarten Knabenschule zu verschwinden. Der letzte war natürlich der Frißl, der Bevi Glocke Sohn, denn nie preßierte es ihm in die Schule. Alles war ihm wichtiger denn Stillsitzen und Lernen. Nicht einmal die Person des alten Aaron war ihm heute heilig gewesen, er hatte den Behm, den er zufällig in der Hand trug — und er trug stets etwas zufällig in der Hand — gleichmäßig auf den kastanartigen schwarzgrünen Lüstertrock des Aaron Mahn wie auf das graue Nixkleid des Rosinchen verteilt, wo er besonders schön sitzen blieb weil das Krinolinchen eine entgegenkommende gefällige Wendung machte. —

Auch der Nachmittag war kein Triumph für die Tochter Aarons; wieder kam sie durch die Gäßchen heimgeschlichen, und es gab von nun an Tag für Tag Proteste und Tränen.

In der jüdischen Volksschule war das „Lochjinché“ eines der anaesehnsten Kinder gewesen, war die Geheiteste, stets mit dem Finger in der Luft, immer auffpringend wie ein Gummiball, weil es alles wußte, immer belobt und bevorzugt, hochmütig und voller Verachtung auf die anderen herabschend, auf die Fauleren, die Dummeren, die Armeren. Dort war sie Herrscherin, hier die Geduldete, die Kleine, krumme, hinkende Jüdin, die mit zu wenig Vorbildung in die Töchterchule kam, mit der sich niemand Mühe gab, und die deshalb nichts nachholte, die steckenblieb,

wenn sie schon etwas wußte, weil alles lachte, ehe sie anfang; hier war sie die Vereinsamte, ja fast die Gemiedene. Wenn man mit ihr sprach, geschah's stets mit Herablassung und in überlegenem Ton; auch die Klosterfrauen, die Lehrerinnen, machten es so, nur war ihr Ton noch gönnerhaft dazu. Rosinchen's Rechteit, ihr rasches und böses Mundwerk, ihr heller Kopf waren beim Auckuck, wenn sie mit den „Chrischdelindern“ in der Bank saß. Sie war wie ausgewechselt, und daheim war erst recht der Teufel los, so schlechten Humors war sie immer.

Der Date brachte sie in der ersten Zeit stets selbst zur Schule, später mußte Tante Mine die Eskorte bilden, aber es war schon oft vorgekommen, daß man das Kind zur Schulzeit am Morgen vergebens suchte.

Mäuschenstill hatte es sich an einen Ort geschlichen, den zu betreten man ihm keinesfalls verwehren konnte. hatte dort den Riegel vorgeschoben und weder Bitten noch Drohungen hatten es zum Oeffnen veranlassen können. Der Alte merkte nichts, nur Tante Mine stand leise flehend vor der geschlossenen Pforte und brauchte alle Listen: „Bitt' dich, Vochschinche, mach uff! — der Date kommt. — Und ich will doch chlelbst!“ — aber alles blieb totenstill. Die Tante rüttelte mit Vorsicht: „hörchlte, ich will doch chlelbst!“

Da tönte ein Stimmlein mit unterdrücktem Richern heraus:

„So geh halt in de erschte Stock!“ womit Tante Mine aus dem Felde geschlagen war.

Einmal kam aber doch der Date an die verriegelte Tür, und da setzte es Prügel, die ersten. Die nahm das Rosinchen, mit seinem klugen Kopf überschlagend, daß es verdiente waren, schweigend hin, aber der Haß auf das Kloster und die Chrischdemädcher wuchs.

Berstockt, wortkarg, aber gelegentlich doch wieder

streck und ungezogen, unmanierlich wie ein Gassenkind, anders kannte man die „kleine Nahn“ nicht im Institut.

Allmählich gewöhnte man sich wohl an sie, das heißt, man übersah sie. Keines der Mädchen machte sich etwas aus ihr oder ging mit ihr nach Hause; in der Pause warfen sie ihr kaum ein paar Worte zu.

Da war nur ein großes, plumpest, unbeholfenes Ding vom Lande mit wasserblauen Augen und einem Gesicht wie aus Kartoffeln gemacht: das fühlte sich in seinem dumpfen Drange zum Rosfinchen gezogen. Es war fast ebenso gemieden wie die „kleine Nahn“, war wortkarg, unsicher und wurde auch übersehen. Es kam von einer Landschule und alles, was es hörte, waren ihm böhmische Dörfer. Außerdem trug es auch noch eine Krinoline wie das Rosfinchen und dazu stets ein weißes dreieckiges Halsstücklein, womit es von Anfang an der Spott aller besseren Mädchen war. Da es Lina hieß, brachten ihm die Kinder, die stets erbarmungslos treffsicher und grausam sind, den Spitznamen „Krinolineline“ auf, und es verstand sich von selber, daß die Krinolineline und das Rosfinchen zusammengehörten und eine oder mehrere Stufen tiefer standen als sie selbst.

Die Krinolineline wurde von ihrem „Herrn Onkel“ ins Institut geschickt. Da der Herr Onkel aber nur ein armer Benefiziat war, der sich um die Waise angenommen, und kein Dekan, geistlicher Rat oder etwa ein hübscher junger Katechet, da sie noch dazu auf Fällbitten hin einige Stunden unentgeltlich bekam, machte man im Kloster durchaus nicht etwa so viel Federlesens mit ihr, wie man es mit der Nichte des Dekans tat, und als später der alte Benefiziat starb und sich niemand meldete, der das Schulgeld hätte weiterbezahlen

können, wurde die Lüne sofort ohne viel Umstände vor die Thür gesetzt.

Ihre Beziehungen zum Rosinche hatte sie aber doch angeknüpft, und als die Tochter Arons nach dem Absetzen ihres Schulgeldes das Töchterchulche verließ, verbanden sie noch immer Freundschaftsbande mit der dicken Lüne, die in der Stadt verblieben war.

Der gute Onkel Benefiziat hatte nämlich ihr und seiner alten Haushälterin sein kleines Vermögen hinterlassen, und die Lüne blieb, da sie keinen Menschen hatte, bei der Alten und begann eine Nähchule zu besuchen, damit sie sich späterhin etwas verdienen könne.

Des Sonntagnachmittags aber war ihr gewöhnlicher Gang zum „Herrn Wahn“, wo sie sich nie anzuläuten oder gar an irgendeiner Thür anzuklopfen getraute, sondern bewegungslos und steckensteif im Gang stehenblieb, bis irgend jemand auf sie stieß.

Das Rosinchen, von ihr zärtlich Rosinerl genannt, wußte ganz genau, daß am Sonntag in irgendeinem Winkel, im Gang oder auf der Treppe die Lüne stand und sehnlichst darauf wartete, entdeckt zu werden; es bereitete ihm aber ein ganz besonderes Vergnügen, sie nicht zu entdecken, ja, sie hielt sogar die Lunte ab, wenn diese nachsehen wollte.

„Laß das Stöckle stehe,“ sagte sie (die Lüne hieß Stoc), „und paß auf, wie lang's stehe bleibt.“

Einmal hatte sie es sogar über das Herz gebracht, die Lüne bis zum Dunkelwerden in der Kälte stehen zu lassen und dann erst herein zu holen; freilich überschüttete sie sie herinnen dann mit Liebenswürdigkeiten und konnte ganz unbefangen tun. Nie jagte sie: „So läut doch, Lüne!“ oder „Warum klopfst du nicht?“

Die Befangenheit und Devotion des Stöckels, die

sie um jeden Preis erhalten wollte, gaben ihr die Harmonie und das schöne Gleichgewicht der Seele wieder, die ihr das Töchterchülche beinahe geraubt hätte.

Einen unbedingte Ergebenheit, ihre Bewunderung der viel klügeren Freundin, ihre gänzliche Unterordnung machten sie wieder zum alten Rosinchen, das den Glauben an sich wiedergefunden hatte.

Eine Eigenschaft der Vene aber konnte das Rosinchen nicht leiden: sie aß zu viel. Wie ihr nur stets der Kaffee mit dem gemandelten Kuchen schmeckte! Ein Stück, zwei Stück, das kann man sich ja noch gefallen lassen, aber beim ersten schielte die dicke Vene schon auf's zweite und beim zweiten nach dem dritten, streckte auch wirklich die Hand danach aus, doch die Rosine war schneller und packte sie fest und streng beim Handgelenk.

„Es langt jetzt, du kannst satt sein!“

Der Vene blaßes Kartoffelgesicht rötete sich und sie schämte sich furchtbar, sich so vergessen zu haben. Der Tante Mine kamen fast die Tränen: „Aber Ehlonnenchsträhle, so lach's ihr doch!“ Rosinche dagegen unerbitterlich: „Die is satt!“

Beim Fortgehen drückte Tante Mine der Vene stets noch ein in Zeitungspapier gewickeltes Stück Kuchen heimlich in die Hand, trotz der Argusaugen des Ehlonnenchsträhle, denn etwas heimlich halten, etwas heimlich tun, darin war sie dem Rosinche weit über, das alles herauspoltern und herausschreien mußte:

„Es kriegt souicht en Kropf,“ meinte der alte Aaron.

War schönes Wetter, so gingen die zwei Kameradinnen gewöhnlich spazieren. Die Vene mit ihrem wehmütigen dicken Gesicht, das aber doch stets ausah, als lache sie, groß, edig, mit schon knospendem Busen, den die Ziehmutter fest in ein blau und schwarz karier-

tes Kleid (Winter und Sommer zu tragen) eingepreßt, und das kleine, humpelnde Rosinchen mit den Vollaugen, dem langen, gelben Gesicht und dem grünen Sonntagstaat, beide in Krinolinen, die, einige alte Damen und Jungfrauen älterer Semester ausgenommen, niemand mehr sonst trug.

Bei Regenwetter und im Winter blieben sie meistens im Hause und hatten stets Gesprächsstoff und verstanden sich stets.

Beide waren im Vorhof des Wissens stehen geblieben, und beiden war der Drang gemein, weiter zu lernen und gebildet zu werden. Die Lina war unbeholfen, täppisch eifrig dabei und wahllos schwärmerisch, die Rosine praktisch, systematisch fast, aber mit einem kleinen Einschub von Phantasterei, Erbe der Mutter. Dieser Einschub befundete sich bei ihr vorderhand in einem starken Hang nach Marionettentheater, Seiltänzerbuden, wandernden Truppen aller Art und Romanen obskurer Herkunft. Was die zwei überhaupt zusammenliefen! Und mit welchem Ueberchwang in Gefühl und Sprache sie alles wiedergaben, davon sprachen und darüber seufzten!

Der Alte ließ das Rosinchen gewähren, ganz wie er das schöne Mädchen hatte gewähren lassen, ja er war mit dem werdenden Jungfräulein noch sorgloser, witterte er doch heraus, daß das alles nicht allzu tief saß bei dem Rosinchen: „'s is ä Pubertätsrummel“, sagte er, und schmunzelnd gestand er ein, daß hinter all den Dummheiten ein reeller Kern stecke, ein kalkulierender Kopf, sein Kopf.

Er durfte sie ja nur im Laden sehen! Hinter den Kunden her wie ein Geier, die Augen überall, den Vorteil fest in der Hand, hatte sie sich jetzt mit ihren vierzehn Jahren schon hinter die Buchhaltung gemacht

und führte die Bücher, nachdem er sie nur ein wenig eingewiesen, prächtig, sauber, ordentlich und peinlich.

Hier und da gelüstete es ihn, sie ein wenig mit dem Institut zu necken: „Rosinche, es ist schad, daß du hast die Wissenschaften nit studieren wolle! Dein Kopf wär danach gewese!“

Da kam er aber schön an! Das war etwas, was sie noch nicht verwunden hatte. Ihr ganzer Zorn auf das Kloster und die Mitschülerinnen und ihre heftige Sehnsucht, so sein zu können, so viel zu wissen und zu gelten wie diese, kam heraus, und sie konnte kein Ende finden mit Schimpfen und Anklagen und Schmähreden, so daß sie der Alte erst mit bösen Worten zurechtweisen mußte, ehe er sie dazu bringen konnte, dem Sturzbach ihrer entfesselten Wut Einhalt zu tun. Auch zwischen dem Stöckel, der Lina und ihr bewegte sich, wenn auch weniger leidenschaftlich und eruptiv, das Gespräch in ähnlichen Weisen. Die Lina empfand ihre Halbbildung ebenso schmerzlich wie das Rosinche. So hochten die zwei immer wieder beisammen und suchten zu lernen. Bei dem wahllosen Durcheinander ihrer Lern- und Bildungswut wurde die Lina immer überspannter und sentimentaler und trug einen Tumult von Gefühlen in dem in das schwarz und blau karierte Kleid eingepreßten Busen. Das Rosinchen wurde herrisch und eingebildet und zu Zeiten, wenn es die Unzulänglichkeit ihrer Bestrebungen einsah, zänkisch und unheimlich, ja despotisch, und es bedurfte wahrlich der schwärmerischen Hingabe der Lina, die stets zur Bewunderung bereit war, es mit dem Chlonnenchltrählsche auszuhalten.

Während sich also die zarten Freundschaftsbande zwischen der kleinen Mahn und dem Stöckel erst im Alter beginnenden Jungfrauentums knüpften, „auf der Schwelle vom Kinde zur Jungfrau“, wie die Lina

schwärmte, hatte ihr festster und eifrigster Widersacher, ihr Verfolger, der stets hinter ihnen dreinschrie: „Chlonnenchlträhliche, süßes Rosinertl, Krinolinelinel“, der Held Fritzl natürlich — geboren, zwar nicht im Stalle zu Bethlehem, aber beinahe in einem Stalle und beinahe von einer Jungfrau — sich schon in der ersten Schule, also mit sechs Jahren, seinen speziellen Freund erwählt den hintenden Marxl.

Und damit tritt der dritte Held auf (o armseliger Held!) — wenn wir die Krinolineline nicht etwa auch als Heldin rechnen wollen — der hintende Marxl von der Paradeisgäß. Dem hintenden Marxl war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß er dereinst im Jünglingsalter die Glockenstränge in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt ziehen und sich an die Stricke, die runden widerspenstigen Blasebälgen der großen Orgel herabbaumelten, würde hängen müssen. Denn er war aus adligem Geblüt und ein paar Stunden lang — oder war es nur eine Viertelstunde? — ausersehen, Herr von Lohberg auf Lohhof zu werden.

Sohn einer bildhübschen Wäscherin und des schon etwas ältlichen Barons von Lohberg, träumte seine Mutter die ausschweifendsten Zukunftsträume für ihn und für sich, denn der Baron, über alle Maßen verliebt, hatte ihr so etwas wie die Ehe versprochen.

Aber wie es so geht, „wie der Teufel seine Hand im Spiele hat“, wie die kleine Wäscherin sagte, kam es ihr in den Sinn, dem Marxl noch einen Bruder zu schenken, ehe die Ehe mit dem Baron geschlossen, während dieser, um vorher noch einmal seine Freiheit zu genießen, auf Reisen war, und — — — aus war der Traum mit der Baronin.

„Mein liebes Kind, nun ist die Sache zwischen uns selbstverständlich er“, sagte der Baron merkwürdig frostig für ihr Empfinden und sehr Herr der Situation.

Die kleine Wäscherin verstand zwar die Worte nicht ganz genau, wohl aber den Sinn, und da sie im Augenblick etwas „bass“ war, heiratete sie Hals über Kopf den Schuster, der ihr dazu verholfen hatte, dem Maxl einen Bruder schenken zu können.

Meister Knieriem hatte weiter keine Hochachtung vor dem adligen Sprößling, er behandelte sein eigenes Fleisch und Blut nicht gerade zart und paßte gleich gar nicht auf, wohin die Hiebe fielen, wenn sich's um den unerwünschten Miteßer adliger Abstammung handelte.

Als ganz kleiner Junge war der Maxl einmal, in heillosen Furcht vor den Hieben des Vaters flüchtend, über das Podium auf dem der Meister thronte, ungeschickt gestürzt, hatte über den Schmerz, den ihm der Sturz verursacht, geschwiegen und war nur ein paar Wochen zwischen den Rippen geblieben, weil er nicht laufen konnte. Einen Arzt zu holen, fiel niemanden ein; der Maxl selber hätte sich gewiß nicht getraut, auch nur einen Ruckser deshalb zu tun. Als er aufstand, war er der hinkende Maxl und der blieb er all sein Lebtag.

Viel Besens wurde aus der Hinkerei nicht gemacht, der Alte lachte ihn aus und die Mutter war verwundert.

„Schau schau, jetzt hinkt ja gar“, meinte sie, dann ging man wieder zur Tagesordnung über. Da schon drei Rangen umherliefen und ein Kleines in der Wiege schrie, hatte niemand Zeit, sich um solche Lappalien zu kümmern, denn jedes hatte alle Hände voll zu tun. Der Meister mußte den ganzen Tag hämmern und klopfen, um die Mäuler all der Menschen und Menschlein zu stopfen, und die Frau mußte sich tummeln, um sie leidlich zu waschen und zu bekleiden. Zum ganz Bekleiden langte es sowieso nicht, besonders bei

Marl. Wer würde sich denn auch besonders um den Marl kümmern?

Er war zwar der Mitverdiener, denn das Kostgeld, das der Baron schickte, war reichlich und traf prompt ein. Aber es kam hauptsächlich den andern zugute, für den Marl reichte es immer nicht mehr recht.

Von „Montur“ war schon gleich gar keine Rede. Wenn's nur am Körper hielt, das war das Ausschlaggebende. Ob's lang oder kurz, dünn oder dick, ganz oder zerissen war, beschwerte die Gemüther der Eltern nicht; es fiel auch in der Paradeisgäß durchaus nicht auf, und dem Marl selber kam schon gar kein Gedanke darüber. Er wußte ja von nichts anderem, und die übrigen Rangen, die mit ihm im Staub herumkrochen oder im Sand wühlten, oder die hordenweise die Paradeis- und die benachbarte Lange Gasse unsicher machten, sahen um kein Haar anders aus als er; die größere Anzahl war sogar gekleidet richtig wie im Paradiese, besonders zur Sommerzeit.

Wäre das Gezänk der Weiber und das Geschrei der wilden Paradeishorden nicht gewesen, man hätte wirklich an eine paradiesische Idylle glauben können: so unberührt von dem Leben in den Straßen draußen blieb das kleine Gäßchen, an dessen Ende das graue Tor mit dem grotesken Spitzdach stand, flankiert von den Stadtmauern mit ihren Schießscharten und alten Kugelnarben. Ueber die Mauern schauten die grünen Alleeebäume; es sah aus, als ob es immer so weiter ginge im Grünen. Von fern hörte man das Gemurre des Stadtbachzess an dem Wehr der Obermühle, ein Wagen kam nie durch die Gasse, dazu war das Pflaster zu holperig und der Weg zu eng. Wie in einem Dorf, so leer und still konnte es zu Zeiten aussehen, wenn

die Kinder des Paradieses gefüttert wurden und die Negären, die die Wächter dieses Edens ohne flammende Schwerter darstellten, auch mit dem Munde etwas anderes zu tun hatten als einander oder einen ahnungslosen Fremdling, der sich hineinverirrte, durchzuhecheln.

Die Tage glichen sich, und der Anblick eines fremden Gesichtes, sei es Mann, Weib oder Kind, versetzte die ganze Paradeisgasse in Aufruhr.

Wie groß war erst der Aufstand, als einmal am Eingang der Gasse ein Wagen hielt und Versuche machte, in das enge, gewundene Gäßchen mit seinem buckligen Pflaster einzudringen! Nicht nur ein Wagen war's, ein gewöhnlicher Wagen, nein, eine Herrschaftskutsche mit einem Wappen an der Tür, einem feinen Kutscher auf dem Boß und einem Diener, der einen rehfarbenen Rock anhatte bis auf den Boden hinunter, der den Wagenschlag öffnete und ein „Buckel“ machte so tief, wie man's gewiß nur vor „Heil unserm König. Heil“ tat!

Im Nu wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen in dem engen Gäßchen, im Nu waren alle Fenster geöffnet, obwohl es schon herbstlich kühl war und der Wind die dürrn Blätter von den Bäumen herein bis vor die Türschwelle wehte.

„Au Eklibasch,“ schrien die Rangen und tanzten auf und ab, und die phantasiereicheren riefen: „O königliche Eklibasch!“ Alle Fenster waren besetzt, ungewaschene alte und junge Weiber mit strähnigem Haar hingen heraus, sämtlich in farbigen Nachmitteln, wer zur Hautvolée des Paradieses gehörte, wohl auch in weißen, was immer etwas gemißbilligt wurde, weil es Ueberhebung anzeigte.

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Gasse: „Zum Schnaßter Greiner wollen's!“, denn nach dem hatte

der Bediente gefragt, und da einer der Buben des Meisters gerade auch anwesend war, lief der wie bejessen die Gasse hinunter, heim, und schrie gleich zur Haustür herein: „Laou dir sag'n, Vater, an Ellibasch kimmt zu uns!!“

Der Meister, der der Märe nicht traute, trat kopfschüttelnd vor das Haus, aber die Mutter, ahnungsvoll, kästweiß vor Aufregung und gerade in keiner Verfassung, die sie zur Hautvolce der Paradeisgasse stempelte, kriegte den überraschten Maxl beim Grips, zog ihn aus dem Laden in die Nebenstube, wo sie zuerst ganz entgeistert hin und her rannte und ihm nur immer mit ganz veränderter, fast heiserer Stimme zurief: „Maxl, jeha nimm di z'samm, jeha nimm di z'samm!“

Der Maxl, verschüchtert durch das aufgeregte und ungewohnte Wesen der Mutter, stand steif wie ein Opferlamm, ließ sich die Kleider stückweise vom Leibe reißen — allzuviel waren es ja nicht —, ließ sich die Sonntagshose des kleineren Bruders anziehen, er selbst besaß keine, in die Foppe einpressen, die ihm am Halse mit fieberhaften, aber dennoch resoluten Fingern zugehakt wurde, obwohl es viel Kraft kostete, denn der Stehtragen war zu eng, und der Hals ergab sich erst, nachdem er einige Falten gemacht. Freilich fuhr der Maxl sofort mit zwei Händen nach oben, aber die Mutter drohte: „Du untersteh di nur!“, ganz leise sagte sie's, den draußen hörte man schon fremde Stimmen, aber ihre Augen sahen dabei aus, als wollten sie den Maxl an die Wand nageln.

Dann wurden ihm die „Haferschu“ eben desselben Bruders an die Füße gezwängt, daß die groben, grauen Wollstrümpfe mit zwei traurigen Blasen über den Rand der Schuhe standen. Die Mutter erwischte in ihrem Hin- und Herlaufen einen Lappen, mit dem

sie ihm übers Gesicht fuhr, wobei sie besonders die Nase aufs Korn nahm. Da aber durch irgendeinen Zufall der Lappen voll Sand war, protestierte der Maxl, was leider zur Folge hatte, daß nur noch hingebender geschauert wurde, bis ein seltener und intensiver Glanz auf seiner graugelben Haut erschien. Ferner schwebte noch, zwar kein Damoklesschwert, aber ein grobzähniger Kamm über seinem Haupte, dessen Zähne sich mit solcher Vehemenz in seine farblosen schütterten Haare eingruben, wie wenn sie Furchen im Kops zu hinterlassen bestimmt wären.

Da ward auch die Türe schon aufgetan und Meister Greiner mit rotem, konfussem Gesicht und zerwühltem Haar darüber rief herein:

„Den Maxl möchten die Herrschaften sehen, tua ihn außer Vieferl!“

Das Vieferl, die Meisterin, schob den Maxl vor sich her und getraute sich in der Stube gar nicht, die Augen aufzuschlagen. Nur von unten her warf sie die Blicke nach der anwesenden stattlichen Dame, deren Röcke bei jeder Bewegung wie Seide knisterten, während sie doch erstaunlicherweise nur ein hellgraues Wollkleid trug; noch ängstlicher schaute sie auf den Herrn, den sie beinahe nicht mehr erkannt hätte, dessen Haar schon dünn und dessen Bart grau geworden war.

„Ach Gott! Ach Gott!“ Die Tränen stürzten ihr aus den Augen und fiebertsch und dabei unbeholfen, in Seelennot und Spannung wischte sie Stuhl um Stuhl mit der Schürze ab, in fliegender Hast und in der Pose: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort“, doch niemand machte Miene die Stühle benutzen zu wollen, und niemand achtete ihrer, nachdem die Baronin einmal einen kleinen malitösen Seitenblick nach ihr getan.

Vor der Tür stand der Bediente Schildwache, damit die Menge, die die vornehmen Herrschaften bis dahin begleitet hatte, nicht hereinflute.

Der Meister hatte jetzt ganz die Stellung eines Impresario angenommen, gefaßt, würdig, fast überlegen, seit er sich von der tadellosen Equipierung des Marx überzeugt hatte.

Marx selbst, der Held des Ganzen, stand mit einer Armenfürsorgemiene mitten in der Stube vor der seidenrauschenden Dame und dem fein duftenden Herrn; er hatte das deutliche Gefühl, daß man ihm im nächsten Augenblick die Foppe aufknöpfen und daß dann sein wüstes, schmutziges und zerschliffenes Hemd offenbar würde.

Darum starrten seine wasserblauen Augen angstvoll auf die große, starke Dame, während die roten, knotigen Kinderhände mit den knochigen Gelenken, die viel zu weit aus den kurzen Foppenärmeln heraus-sahen, sich hilflos an der Hose einzuhalten suchten.

Die stattliche Baronin ging wortlos um ihn herum.

Ja, da stand er, recht wie ein verschlehtes, verprügeltes Hündchen, das verkauft werden soll und das man gern besser machen möchte, als es wirklich ist. Er senkte wie schuldbehaftet den schmalen, melancholischen Kopf.

„Listig, feige, verschlagen“, konstatierte die Baronin, und „Aehnlichkeit?“ – sie zuckte die Achseln und, ihr langstieliges Lognon vor die Augen haltend, tippte sie mit der linken Hand auf Marx's Schulter, ein paar-mal, ermunternd zuerst und dann energisch, daß er sich dichen möge.

Ungeachtet, hinkend und humpelnd tat er's endlich, da brach sie in ein belustigtes Lachen aus, denn sie

war eine Dame von Humor, schüttelte amüsiert den Kopf prustete noch ein bißchen und sagte dann:

„Edgar, ich bitte dich, schau ihn doch genau an! Das ist Kaffe' Hast du noch Lust?“

Der Baron machte eine geringschätzigte Bewegung mit der rechten Hand, deren Fläche er etwas nach außen hob nachdem er einen Anlauf, die Achseln zu zucken, aufgegeben hatte, verzog den Mund, ohne ihn zu öffnen und ging, seinen Hut etwas mehr in die Stirne rückend. Das war sein Abschiedsgruß dem Meister und der Meisterin gegenüber, während die Baronin das Vorgehen fallen ließ, das fette weiße Kinn auf die Brust drückte und lächelnd ein paarmal nickend, an dem Bedienten vorbei, der mit unergründlichem Gesicht die Schusterstür offen hielt wie die eines Salons, rauschend und grüßend abzog, durch das Volk des Paradieses, das vor ihr fast Spalier gebildet hatte und hinter ihr drein lief bis sie in dem dunkelblauen Wagen mit dem feurigroten Wappen verschwunden war; fast hätte man ihr noch ein „Hoch“ nachgerufen.

Drinnen schüttelte sie amüsiert, ein bißchen spöttisch dazu den Kopf. Die Adoption war also gründlich mißlungen und sie wollte eben dem Gatten eine scherzhafte Bemerkung darüber machen, als sie sah, daß er die Augenbrauen finster und geärgert zusammenzog; da schwieg sie, denn sie war nicht nur eine Dame von Humor, sondern auch von Laft, und die Hände in den tadellosen grauen Dänen faltend, legte sie sich im Coupé zurück, gähnte ein paarmal und blieb im Halbschlaf, bis der Wagen wieder hielt.

Für den perplexen und ergrimten Schuster, den furchtsamen Maxl und die bebende Mutter war die Sache nicht so schnell, nicht so ruhig und nicht so wortlos erledigt. Besonders für die Mutter nicht. Sie schämte sich, sie schämte sich so sehr! Sie hatte plötzlich das Gefühl einer unerhörten Demütigung. Sie hätte die elegante graue Dame ohrfeigen mögen.

Sie, ja sie, das Pieserl, hätte an dieser Stelle stehen sollen, sie hätte in diesem Coupé sitzen und die seidenen Röcke tragen sollen! Und in ihrer Verwirrung, Erbitterung und Demütigung war's ihr, als sei der Maxl an allem schuld. Diese zweite Enttäuschung war viel schlimmer als die erste. Da war sie jung gewesen, frisch, hübsch und leichtsinnig und hatte sich schnell mit dem Meister getröstet, der jünger war als der Baron, und der sie sicher heiraten wollte. Jetzt war das Glück so plötzlich gekommen und ebenso plötzlich vor ihren Augen wieder versunken.

Blas vor Wut und heulend stürzte sie sich über Maxl her: „Uns alle bringst du ins Elend, was bist denn so a Kerl!“ mehr brachte sie nicht heraus.

Die heulende Frau kam aber dem ergrimten Schuster wieder gerade recht. Es geht doch nicht an, seinen Zorn lediglich durch Zuseuern der Türen und Schimpfen allein zu besänftigen. Das besorgt die Sache auch nicht gründlich genug, und irgendwo mußte er doch heraus, nicht wahr?

Und plötzlich überkam ihn eine grenzenlose Wut über ihre voreheliche Untreue, die ihm jetzt diese Schande und den Spott des ganzen Paradieses dazu einbrachte, und er züchtigte seine Frau für die vor der Ehe begangene sinn- und zwecklose Untreue, ganz vergessend, daß er es war, der sie um alle Chancen gebracht hatte.

Fortwährend stieß er heraus: „Des hat man jek davon, warst g'scheiter g'wen; i kann mi amal net an die Existenz von den Buam g'wöhnen und a jeder Christenmenich wird mir recht geben,“ obwohl er ihn doch anstandslos mit in Kauf genommen hatte.

„Du hast ja nig danach g'fragt,“ wimmerte die Frau.

„Wer fragt denn bei an bildsaubern Madl um a sechtere Kleinigkeit,“ lenkte der Meister ein, „aber wenn sie a g'schlampets Weib worden is, fragt oaner schon danach.“

„Ja, das war sie nun allerdings geworden, „a g'schlampets Weib“: zerrauft und stets halb gewaschen, im traditionellen Kleidungsstück des Paradieses, der farbigen Bettjacke, entweder ein Kind an der Brust, oder eines erwartend, so schlurte sie im Hause umher.

„Du warst a Baronin word'n, du taugest dazu!“ höhnte der Meister Greiner, die Meisterin heulte nur immerzu und es war ihr, als müßte jetzt der Himmel über ihr zusammenstürzen.

Die Aufregung nach dem baronlichen Besuch, der ein unbestimmbares Parfüm in der Schusterstube zurückgelassen, das sich sogar siegreich gegen den Ledergeruch behauptete, blieb nicht die einzige.

Immer von Zeit zu Zeit in den nächsten Wochen gab es Augenblicke, wo die edle Seele des Meisters kauernd aufschäumte und „wallte“

„Kruzitürken, könnten mir dastehen, wenn der.

Kerl an anders G'stell g'habt hätt! Der wenn mein g'höret, der schauet anders aus, auf und der Stell hätten's den adaptiert."

Niedergedrückt und schuldbewußt schlich die Schustereirin umher. Ihre Zuneigung zu Marx mehrte sich nicht, auch die des Meisters keineswegs. Nur als Marx in die Schule kam, reckte sich sein Stolz mächtig auf. Jetzt wollte er den Vater zeigen jetzt war Gelegenheit gegeben, sich als ein Mann von Größe und Vorurteilslosigkeit zu zeigen.

Obwohl der Marx seiner Gebrechlichkeit halber nicht einmal zum Kinderwarten zu verwenden war, ließ er sich als Vater nicht lumpen, sondern machte ihm aus einem derben Stück Leder ein Paar Schuhe, die aussahen, als müßten sie noch an Generationen vererbt werden.

Das war das einzige, wodurch sich der Marx von Bevi Glockes Fritzl unterschied, denn der war barfuß gekommen, trotz des nebligen Oktoberwetters, und seine schlanken, dünnen Beine sahen aus wie die ersten Zwetschgen, die seine Mutter für reif verkaufen wollte.

Wunderlicher Zug des Herzens! Wie sich das Ghlonnenchlträhle und die dicke Krinolineline fanden, so fanden sich der Fritzl und der Marx sofort, und es dauerte nicht lange, so waren sie unzertrennlich. Nicht daß sie ärmlich gekleidet waren, hatte sie isoliert, es gab der Längen- und Paradeisgässer, der Buben vom „Ring“, also von der Stadtmauer, genug, die ebenso zerrissen oder verflucht, sadenscheinig oder schmutzig gekleidet waren wie sie: es war „der Zug des Herzens“; außerdem waren beide die Verfolgten und Verpötheten, Marx wegen seiner Häßlichkeit, seines lehmfarbigem, traurigen Gesichtes und wegen seines Hinkens; schnell war er der „Hinkende Marx“ geworden, und der Fritzl, das „Obstlerdagerl“, weil

er wie ein bösarlicher, halbgerupfter flinker Rabe, klein, winzig und mit scheuen, schlimmen Augen unter sie geschlüpft war und für alle etwas Unheimliches hatte. Beide waren sie aber gemieden wegen ihrer Herkunft.

Kinder armer Leute hören so viel zu Hause reden, wo alles aufeinandergepfercht ist, und pappeln viel nach, auch das, was sie nur halb verstehen —

So war Maxl auch wieder zur Abwechslung „Der Schusterbaron“ und der Fritzl der „Dreivaterbua“.

Daß Maxl seelenruhig alles über sich ergehen ließ — das war auch zu Hause seine Taktik —, verband den Fritzl nur noch fester mit ihm, denn dadurch fühlte er sich berufen, auch für ihn mit einzustehen, und vergast alle Beleidigungen, die die anderen dem Maxl angedeihen ließen, mit der größten Bosheit und Lücke oder mit plötzlich ausbrechender Wut; wie ein kleiner Sprühteufel konnte er dann sein. Er bekam dafür stets seine redliche Tracht Prügel — das war er von Mama Bevi gewöhnt —, im Schelten und Schlechtmachen blieb er ihnen trotzdem weit über, da spuckte und zischte er vor Leidenschaft, und die Schmähworte überfollerten sich förmlich, so notwendig hatte er's.

Am meisten ärgerte ihn das „Dreivaterbua“, und er quälte Mama Bevi unaufhörlich, ihm das wüste Schimpfwort zu erklären. Er stampfte und weinte, weil sie ihm nichts sagen wollte, sondern nur heftig und zornig wurde, und trieb's so lange, bis er eine Tracht Prügel — jedoch ohne Erklärung — hatte.

Maxls Schimpfname „Schusterbaron“ war verständlicher, obwohl es den beiden noch immer nebelhaft genug blieb, daß der Maxl eigentlich zwei Väter und doch nur einen und der Fritzl deren drei und dennoch keinen hatte.

Der Frißl kriegte einen Mordsrespekt, als ihm der Schusterbaron in seiner langsamen und bedächtigen Weise von dem Besuche des wirklichen Barons erzählte, der die Paradeisgäß und ihre Umgegend in solch heilloser Aufregung versetzt hatte.

„Woast,“ sagte an jenem denkwürdigen Tage der Maxl, der sonst gewöhnlich schwieg und nur ausnahmsweise seine Seele in tiefsinnigen Bemerkungen ausströmen ließ: „Woast, d' Mutter hat g'sagt, des van is der Papa und des andere der Vater.“

Das war wohl erschöpfend genug und damit gaben sie sich vorläufig zufrieden.

Aber der hohe Besuch spukte noch lange in ihnen nach, wenn sie beisammen auf der Kräuterwiese saßen oder an den Rainen am Erzberg lungerten und dabei die männlichen und weiblichen Knirpse des „Vaters“ zusammen hüteten, denn das taten sie jezt immer selb-ander.

Stets trabte das ungleiche Gespann, der Maxl mit unbeholfenen schwerfälligen, der Frißl mit kleinen trippelnden Schritten vor der schusterlichen schwerbepackten Equipage aus der Paradeisgäß daher.

Vor der Stadt verwandelte sich das elende Gefährt, das der Vater Schuster aus Holz und mit Unmut zusammengezimmert hatte, flugs in das elegante adelige. Denn sie liebten es lange Zeit, Baron und Baronin in der Paradeisgäß zu spielen, und zwar entpuppte sich der Frißl als sehr geschickter und gewandter, ja selbst als intriganter Akteur; er wußte auch stets die besten und eindrucksvollsten Rollen dem Maxl abzunehmen. Er war abwechselnd Baron und Baronin, manchmal sogar beide zugleich (obwohl er noch nie einen lebenden Baron oder eine Baronin gesehen), während dem Maxl der Kutscher oder der Lakai zugeteilt wurde, der nicht einmal diese Rollen

zu Frißls Zufriedenheit ausfüllte. Die Statisten, Volk und „Gemurmel“ führten die kleinen, feuchtnangen Schusterlein männlichen und weiblichen Geschlechts schlecht und recht aus. Mit hellseherischem Blick erkannte Frißl, daß dem Marx alles, aber auch alles zur Darstellung des Barons abging: „Du eigenst di net dazua, den Baron zu spiel'n,“ sagte er, „den mach i,“ oder „die Baronin kannst du net spiel'n, hast koan Schein davou“. Und Marx dienerte ununterbrochen, riß unverdroffen Rutschenschläge auf und klappte sie wieder zu, saß vorne steif auf dem Wagen und gab den Köffern, in diesem Falle den kleinen Schusterlein, die Peitsche, aber auch das tat er nicht zu Frißls Zufriedenheit. „So macht ma's net,“ schrie er, „du hast koan Leben!“

Er hatte doch Gelegenheit zu beobachten, er wohnte doch beinahe am Marktplatz, und kam wirklich einmal eine Gaupage, er sah sie gewiß! Er hatte Erfahrung! Seine kleinen blanken Augen waren überall; nichts entging ihm, alles Auffallende, alles Komische zog ihn an, wie das Glibzernde die Dohle.

Überall in der Stadt war er zu finden, bald da und bald dort. Seine Frühreise, sein rasches Mundwerk und sein für einen kleinen Kerl ganz erstaunlicher Hohn verschafften ihm nach und nach Uebergewicht über die anderen Rangen, die aufhörten, ihn zu verspotten, ihn sogar fürchteten und seinethalben auch den Marx in Ruhe ließen. Frißls Mut war erstaunlich, nie leugnete er etwas in der Schule, obwohl er beim Lehrer nicht gut angeschrieben war, und wo es galt, sich frech und tuchtlos zu zeigen, war er einer der ersten, ja er fuchte es den Ältesten zuvorzutun. Das tat er nicht etwa aus moralischen Gründen oder aus Strebertum, Gott bewahre, es war eine Art Sport bei ihm, ein Trieb.

Darum getraute er, der kleine Knirps, sich auch, das Ohlmannschlträhle zu verhöhnen, selbst wenn der Date oder die Tante Mine dabei waren, obgleich ihm die alte Jungfer mit dem Schirmchen drohte oder der Date Aaron einen Ansaß machte, wie wenn er mit einem Bocksprung auf ihn los wolle, um ihn zu züchtigen, was ihm der Fritzl promptest in vollendeter Weise nachahmte, so daß Vater Mahn beim Publika den kürzeren zog.

Schon längst führte der Date ja das Rosinchen nicht mehr an der Hand in die „Schul“. Sie war dem Töchterchülche schon geraume Zeit entronnen und hatte das böse Obstlerdagerl nicht mehr gesehen, bis ihr eines Tages Gelüste kamen, bei prachtvollem Winterwetter das Eis abzustanieren. Dazu mußte natürlich die Lina her, die Busenfreundin, Busenfreundin im vollen Sinn des Wortes.

Erstens hatte das Rosinchen einen herrlichen hochroten Baschlic zu Weihnachten bekommen, den es noch nicht ausgiebig hatte produzieren können, zweitens verspürte es, nun bald fünfzehnjährig, ein halb abwehrendes, halb sehnsüchtiges Gefühl nach dem Manne, in diesem Falle nach der Gewerbschachtel. In seinem unklaren, halb beseligenden, halb beschämenden Drang hatte sie sich die Krinokine hine geholt, die ja blindlings alles tat und alles guthieß, was das Rosinchen wollte.

Zwar hätte sie notwendig zu nähen gehabt, doch die Freundin befahl, das Wetter war verlockend, und ach! die Lina hegte tief in dem keusch eingepreßten und dennoch allzu sichtbaren Busen verschwiegene stumme Liebesgefühle.

„Wie du willst, Rosinerl, wie du willst.“

Vielleicht, vielleicht sah sie ihn! Was war dagegen, daß sie nachts arbeiten mußte!

Und, Grau in Grau, Mantel, Kleider und Kopftuch, gab sie die Folie zu Rosinchen's bunter Herrlichkeit.

Mit dem leuchtendroten Bajchlid, dem grünen Mantel und dem buntscheckig karierten Kleide sah das Rosinchen neben der dicken grauen Freundin wunderbarlich genug aus. Jene wie eine Achtzehnjährige, das Rosinchen dagegen hätte zwölf Lenze zählen können; mit den äußersten Spitzen der Finger berührte es beim Einhängen den groben, grauen, abgetragenen Mantel der Lina; höher hinauf zu langen war ihm versagt.

Und es war elegisch!

Und es schwärmte!

Und es sprach sich aus, denn es liebte! Und liebte jedenfalls — das war ja gerade das Herrliche! — liebte hoffnungslos, denn der Erwählte war noch Gewerbeschüler, ein großer, blonder schöner Kerl, freilich! Gewerbschachtel im letzten Jahr, „ich sag' dir, Lina, ein Adonis!“

Ja, nun ging das Schwärmen an, das selige — unselige Hängen und Bangen!

„Ach Gott, Lina, wenn ich nur wär gewachse wie du! Mit'm Gesicht möcht ich ja nit tausche, aber deine Figur! Ich bitt dich, was biste üppig.“

Aber die Lina zog ängstlich ihren alten Mantel fester zusammen. „Rosinchen, was sagst denn? Wenn ich mich doch schäme, daß ich — daß ich einen so schwellenden Busen habe! Es schaut so frech aus und unsolid! Ich bin ja froh, daß das der Herr Onkel selig nimmer erlebt hat, ich schämte mich ja zu Tod vor ihm! Du verstehst das nicht so in deiner Religion, aber manchmal mein' ich schon, es könnt' beinahe gegen den Glauben verstoßen und eine Sünde

sein, daß man's so steht. Und das ist halt mein Kreuz, und ich kann's doch nicht ganz verbergen!"

Das Rosinchen schaute sie zweifelnd und ungläubig an. Gab es denn so etwas? Sie sehnte sich doch nach den sündhaften „Schwellungen“, sie hatte doch den heißen Wunsch, so üppig auszufehen wie die Lina!

Resigniert meinte sie: „Stuß, Lina, sei g'scheit! So was macht Eindruck, du sollst froh sein drum!“ Doch praktisch wie sie war und sich mit allem abfand und sich alles zurechtlegte, kalkulierte sie: „Die Ueppigkeit allein tut's nit, man muß auch sonst Qualitäten habe. Zum Beispiel ich, schön bin ich nicht, aber reizend.“

Ohne nähere Debatte und ohne Erklärungen zu verlangen, war die Lina vollkommen einverstanden damit; sie war ja mit allem einverstanden, was das Ehlonnenchlträhliche sagte. Geduldig ließ sie sich in dem langsamen Tempo, das das hickelnde Rosinchen einschlug, mitschleppen, geduldig hörte sie die endlosen Liebesergüsse der Freundin an, war auf Kommando neugierig auf den angebeteten Adonis und, weil sie sich zu Tod geschämt hätte, verriet sie nichts von der Liebe, die ihr im eigenen Busen brannte, und stand wie ein Opferlamm auf dem Eise, dem das glühende Rosinchen zugestrebt war.

Hier stand allerdings auch das Ehlonnenchlträhliche hilflos, denn die Eisfläche war groß, und das Rosinchen wagte nicht, sie zu betreten, von der angebeteten Gewerbschachtel keine Spur. Der Zipfel von Rosinchens Baschlick, verschönert durch eine große, weiße Angoraquaste, drehte sich wie ein verrückter Derwisch hin und her, bald drehte sich das ganze Rosinchen wie ein Kreisel auf dem Schnee vor dem Eise — nichts war zu sehen von dem Geliebten.

Da tauchte, wie aus der Erde gestampft, will sagen, aus dem Eise, der Frißl auf.

Frißl war da. Grinsend, gefällig, verstehend. Nicht der böse Feind, der Widersacher, der abscheuliche Plaggeist, nein, ein kleiner geschickter lächelnder Page, ein Dienstbereiter, ein „Galantuomo“.

„Dort san d' G'werbschachteln,“ meldete er, und mit ein paar Sprüngen war er voran, den dünnen, langen, roten Vogelhals wieder und wieder nach seinen Begleiterinnen umdrehend, schlitterte er über das Eis und steuerte auf die Bank zu. Dort sahen schon ein paar weibliche sickernde Wesen im Backfischalter, von einer Schar von Studenten und Gewerbschachteln umlagert; bedient wurden sie von etlichen Cupidos, Genre Frißl, etwa zehn- oder zwölfjährig, die sich bemühten, den holden durch die Männlichkeit in Auspruch genommenen Engeln die Schüttelshuhe anzuschmallen.

„Daou san d' G'werbschachteln,“ sagte der Frißl im unverfälschten Oberpfälzisch und deutete, ein Wisfender, auf die Korona.

Seine blanken Augen folgten mit Freude der ungeschlachten blonden Krinolineline, die sich auf dem Eise bewegte wie ein Walroß, das das Tanzen lernen soll; dazu ergözte ihn das kleine, schechtige Chlonnenchlträhle, das ängstlich wie ein Wiegmesser, das nicht recht in Gang kommen kann, auf der glatten Fläche vorwärtsstrebte, und jetzt entdeckte er gar noch die vier Augen, die sich trotz Drangsal und Mühe auf einen Punkt vereinigten — dort stand der größte, der blondeste und bekannteste der Gewerbschachteln, einer, dem sich der Frißl, ohne ihn zu kennen, immer geistesverwandt gedünkt hatte und dem er schon seit langem alle Sympathie zuwandte.

„Vine, er ist da!“ flötete das Rosinchen, und: „Ja,

Rosinerl, da iiii er!“ hauchte die robuste Lina und wäre am liebsten zergangen auf dem Eise, wie die Restchen Schnees, die an ihren ansehnlichen Schuhen tauten — denn sie — o, sie liebte still und verborgen, feusch, und dennoch mächtig denselben, ganz denselben Adonis. Wie ein Blitzstrahl war ihr diese Erkenntnis durch Rosinchen's Blick gekommen.

Das Rosinchen dagegen merkte nichts von Lina's Gefühlen. Gehoben, getragen, entrückt durch ihre Liebe, schwebte es auf einmal förmlich auf das Bänkehen zu, und die weiße Quaste tanzte einen wahren Liebessturm vor der Kartoffelnase der Lina her.

Das Kommen der Freundin erregte Aufsehen. Der Frißl machte seinen Damen mit dem Ellenbogen Bahn und geleitete sie zu dem Bänkehen, von dem sich die anderen Dämchen sichernd erhoben. Dabei warfen sie sich Seitenblicke zu und pufften sich in die Rippen, oder flüsternten den führenden Jünglingen etwas in die Ohren, den Muff gewaltsam vor Mund und Nase gepreßt, etwas, an dem sie schier ersticken wollten. Das ungleiche Paar ließ sich in gleicher Aufregung auf dem Bänkehen nieder; der große und beachtenswerte Jüngling stand noch dort.

„Daou san's,“ sprach wieder der Frißl und vermittelte, indem er der blonden, auffällig derben Gewerbschachtel einen sanften Stoß gab, auf diese gleich geniale wie lakonische Art die Bekanntschaft.

Das Rosinchen überlegte noch schnell, ob es dem Frißl etwa gar ein paar Kreuzer geben müsse, während sich der Adonis räusperte, und zwar so ausdrucksvoll, daß dies gut als Anfang der Unterhaltung gelten konnte; das Rosinchen sah auch gleich seelenvoll zu ihm auf und sagte: „Ach Gott, wie hoch ist doch die Bank, meine Beine reichen nicht herunter.“

Worauf er, sehr respektvoll den Hut ziehend, erwiderte:

„Sie müßten längere Beine oder die Bank müßte kürzere haben.“

„Ach Gott, Sie harwe Geischt,“ kreischte das Rosinche.

„Ja, man sieht mir's nur nicht an.“

„Hab ich Ihne doch schon lang angesehen! Stellen Sie sich nur nit so!“

„Wer Augen dafür hat und selbst Geist — aber übrigens friere ich hier an, laufen denn die Damen nicht?“

Die Lina erschauerte, verkroch sich noch tiefer in ihren schäbigen Mantel und schaute mit traurigen, blauen, hilflosen und denuoch so seligen Augen zu dem großen Jungen auf.

Das Rosinchen war sofort Herr der Situation. Ein Mut, eine Unternehmungslust war in ihr erwacht, die sie alles vergessen ließ. Vorhin hatte sie noch zur Lina gesagt: „Schlittschuhlaufe is eigentlich nit ganz anständig,“ nun erwiderte sie prompt: „Geloffe bin ich noch nicht, aber ich bin ganz und gar nicht abgeneigt, nur, mein Herr, hab' ich keine Schlittschuhe.“

„Sonst keine Schmerzen?“ lachte der Adonis, „werde Ihnen gleich ein Paar hier leihen.“

Im Nu war er fort und ebenso schnell wieder da, im Nu war er niedergekniet, den eisrigen Frißl beiseite schiebend, hatte die in der Luft baumelnden Füße des überglücklichen Rosinchens erfasst und begann ein Paar großer Schlittschuhe festzuschrauben.

So groß waren sie, daß selbst das in allen Himmeln schwebende Chlounenschlträhle, das freilich nie die praktische Seite ganz aus dem Auge verlor, es gewahr wurde.

„Hören Sie, sind die nit zu groß?“ flötete es ihn an.
 „Das werd' ich doch wohl besser wissen, mein gnädiges Fräulein!“

„Gnädiges Fräulein?!“ Dem Chlonnenchstrählsche schwindelte ordentlich; dennoch ließ es eine praktische Frage nicht außer acht.

„Und was koscht das Leihe?“

„Zwanzig Kreuzer!“ Das Rosinche wurde blaß, so viel hatte es nicht erwartet! Aber einen Blick auf den Adonis, einen auf den zweiten Schlittschuh, der schon fest saß — das verliebte Jüngferlein zog den Bentel und überreichte mit süßsaurem Lächeln und spitzen Fingern dem Jüngling das Geldstück. Dann kam noch eine Erregung: „Aber ich kann's ja eigentlich nit!“

„Dadrfür bin ich da,“ schnarrte der Adonis nicht ohne Würde und nahm das kleine Persönchen halb in seine Arme, um ihm von der Bank herabzuhelfen.

In demselben Augenblick spürte das Mädchen einen eiskalten Luftzug und, sich umdrehend, sah es in das böshast grinsende Vogelgesicht des Frihl.

„Nu, was wär' denn des, wer wird denn 'en Baschlid runterziehe?“ schrie das Rosinchen erboßt, aber schon hatte sie der Jüngling gefaßt — „mit starkem Arm“ jubelte es in ihr —, sie aufs Eis gestellt und fortgezogen.

Sie wußte nicht, ob sie träume oder wache, wurde sie doch durch alle Himmel oder durch alle HölLEN geschleift. Die Himmel waren die Wonnen, die sie empfand, an seinem Arme hängend, ja fast — wenn sie größer gewesen wäre — an seinem Herzen liegend, dahin zu gleiten, die HölLEN stellten diese gräßlichen Dinger dar, die er, gleichsam um ihre Liebe zu prüfen, an ihre Füße geschnallt hatte, die anpappten, wenn sie fort wollte, und ausriffen, wenn sie zu stehen wünschte.

Dabei trug er sie doch eigentlich wie ein Engel mit mächtigen, brausenden Fittichen, wenn's auch nicht brauste.

Nur fiel ihr gar nichts zu der Gelegenheit Passendes ein, ihm zu sagen.

„Gott, ich mach Ihne Müh'!“ diktierte der Verstand ihr zu sagen, aber das Herz gab ihr ein, recht verliebte Augen dazu zu machen.

Ja, das war schließlich die Hauptsache; ob sie Schlittschuh fahren konnte oder nicht, ob der Baschlik im Nacken hing oder nicht, war gleichgültig; selbst, daß die Schlittschuhe 20 Kreuzer Wihgeld gekostet hatten, konnte man verschmerzen, wenn man — buchstäblich! — so im wilden Wirbel der Leidenschaft gepackt wurde. Er zog sie ja förmlich hinter sich her, so raste er. Bei dem wilden Lauf wurden selbst ihre Löbchen rebellisch und drängten sich aus dem von Tante Mine mit eiserner Energie hergestellten, glatten Scheitel.

Wenn er nur da war! Wenn sie nur, angeklammert an ihn, über das blinkende Eis getragen wurde!

Weiter, immer weiter ging's den Fluß entlang; sie hatte die große, graue, geduldige, dicke Krinolinelinie vollständig vergessen; sie sah nicht, daß alles nach ihr schaute, und nicht, daß sich ganze Reihen Gewerbeschachteln rechts und links aufstellten; sie bemerkte ihre ehemaligen Mitschülerinnen nicht, die den Ruff vor den Mund hielten, sie konnte doch nichts anderes sehen als ihn!

„Bin ich auch wirklich nicht zu schwer für Sie?“ hauchte endlich, etwas durch das hastige Atmen erschwert, das Rosinche.

„O, Sie Flaumsfederchen,“ sagte er zärtlich, „Sie Chlonneuchträhchel!“ (ganz wie die Tante Mine im

Ton!). Da hielt er auch plötzlich hinter einer röttlichen Weide am Flußufer und beugte sich zu ihr herab. Er mußte sich sehr tief bücken, und das tat er auch; mit der Hand fuhr er ihr über die Locken, die sich aus dem schmirgerade gezogenen Scheitel gedrängt hatten.

Sie aber, der das Herz bis in den Hals klopfte, wähnte, er wolle sie küssen, versuchte sich zu strecken, brachte sich möglichst in seine Nähe und begann den Mund zu spitzen, während ihre Augen vor Liebe noch mehr hervorquollen.

Er lachte. Welch schönes tiefes Lachen! Aber er tat nichts Weiteres, es war wohl noch zu früh zum Kuß, und gleich wieder Meisterin der Situation, stütete sie: „Spielen Sie doch weiter mit de Löckchen, angenehmer Freund!“

Wieder sein sonores Lachen!

„Seit wann find Sie denn in mich verliebt?“ fragte der „angenehme Freund“.

„Ach Gott, frage Sie nit so dumm, Sie lieber Mensch, warum wolle Sie denn das wisse?“

„Es macht mir schrecklich viel Spaß!“ der Adonis darauf.

„Harwe Sie's denn gemerkt?“ wisperte das Nosfinchen schlichtern und fed zugleich.

„Ja, wenn ich das nicht hätte merken sollen!“

„Ach, gehn Sie, Sie find überhaupt so angeschwärmt, Sie harwe so en seelenvolle Blick!“

„Wirklich? — Und was noch?“

„So — so en verführerische kleine Schnurrbart!“

„Ja — und —?“

„Prachtvolle Beine!“

„Gi?“

„Ach Gott! und — und so en liebe, liebe Mund.“

„Das weiß ich — weiter —.“

„Sie könne die Mädcher so verliebt mache!“

„Wie mach' ich denn das?“

„Ach gehn Se, ich weiß nit.“

„So sagen Sie's doch!“

„Nee — nee.“

„Run haben Sie einen Ruß verscherzt; wenn Sie's gesagt hätten, hätten Sie einen gekriegt.“

„Ach ja — ach ja! Sind Se doch so gut!“ bat dunkelrot und stammelnd das ganz aufgelöste Rosinche.

„Rein, jetzt ist's vorbei!“

Mit einem Ruck hatte er sie bei der Taille und mit Bindeseile ging's vorwärts die Strecke zurück, die sie gekommen waren.

Wie er sie trug! Sie flog, sie schwebte direkt in den Himmel hinein! Das wurde immer schöner, immer herrlicher. Das Schlonnenchlträhliche streckte sich; oh, es konnte gut verbergen, daß es ein bißchen hinkte, besonders wo er den kleinen Körper förmlich in die Luft hob.

„Sie sind verliebt in mich, gelt,“ frohlockte es, „ich krieg schon noch en Ruß, Sie könne selber nimmer warte! Ich komm gern am Abend in de Straß ruuter, wenn Sie's hatwe wolle, und promenier' mit Ihne, wenn Se so gut sein wolle — — ich spuck jetzt auf die groß Müller-Marie, die so arg in Sie verliebt is!“ triumphierte das Rosinchen.

Da — — was war das? Plötzlich fühlte sie sich losgelassen, gerade vor der großen Müller-Marie; sie schwankte, suchte Halt, verblüfft, unsicher, während der Adonis eine tiefe Verbeugung machte:

„Ich danke Ihnen sehr, es war mit kolossal interessant.“

„Ach Gott, ach Gott! Aber ich bitt' Sie!“ schrie ihm das Rosinchen nach. Da saß sie richtig und fest am Boden, das heißt auf dem Eise, ein Häuflein Elend, von einer schüchternen Krinoline umrahmt, und

machte Versuch um Versuch, sich in die Höhe zu rappeln.

Rund um sie war Gelächter, das sich allmählich entfernte, und dort, groß, stolz, hoch aufgerichtet, ein schönes Traumbild, fuhr er — entwand er! Und was? Dies böshafte Geschöpf, die Müller-Marie führte er? Und die drehte sich auch noch um und winkte mit der Hand zurück? Das Ehlonnenstrahlche heulte vor Wut; es drehte sich links, es drehte sich rechts, immer fiel es wieder um, und niemand war da, es aufzurichten. Zuletzt kam es wenigstens auf die Knie und hatte die großen Schnabelschlittschuhe als Anker auf dem Eise ein.

„Linel“ rief es mit allen Kräften, aber die gute dicke Line hörte der Freundin Notruf nicht; sie hatte viel zu viel damit zu tun, träumerisch dem auch ihrerseits geliebten Adonis nachzustarren. Es war mächtig kalt und das Rosinerl hatte das Gefühl, als sei es verurteilt, hier am Ende des Eises anzufrieren und nicht mehr wegzukommen. —

Niemand war mehr in der Nähe, wie auf einen Schlag war der ganze Schwarm verschwunden. War dieser Sturz vom Himmel zur Hölle möglich? Hier, wo sie eben in allen Wonnen geschwelgt, selige Minuten genossen, sollte sie hier anfrieren müssen?

„Spielen Sie weiter mit de Löckhes, angenehmer Freund!“

Ach, sie begann klarer und klarer zu sehen — hatte er am Ende nicht überhaupt mit ihr gespielt? —

„Linel“ rief sie noch einmal verzweiflungsvoll. Keine Antwort. Aber ganz in ihrer Nähe lachte etwas: sie schaute sich um, rot vor Zorn. Was? Da war der Zwerg wieder, der böshafte, der lose Obstlervogel, der Fribl!

„Du Krött, du böshafte, was haschte zu Lache?“
schrie sie ihn an. „Da geh her und helf mer.“

Doch der Frißl blieb kaltblütig stehen, den schwarzen zerzausten Kopf auf die Seite gelegt.

„Was krieg i denn dafür?“

„Was, du willst auch noch was? Des is dein Pflicht, zu helse.“

„Ja freili, sonst nix?“ grinste der Frißl und steckte die beiden Hände noch tiefer in die Hosentaschen, denn er froz.

„So helf doch!“ schrie das Rosinche wieder.

„Ja, Schnecken!“ machte der Frißl, das sehr schöne tiefe und bezeichnende Wort vornehm nachlässig gebrauchend.

Das Rosinchen würdigte ihn keiner Antwort mehr. Während Tränen der Wut und der Beschämung über ihre Wangen liefen, schrie es wieder in der Richtung gegen die dicke elegische Vene hin: „Vene, Vene, komm doch!“

„Die is ang'frozen,“ frohlockte der Frißl und schmalzte mit der Zunge vor Vergnügen.

„Glei geh fort und hol se,“ kommandierte das Rosinchen mit bitterbösen Augen.

„Was krieg i nachher daderfür?“ parlamentierte der Frißl.

„Nix kriegscht, gehn sollschte.“

„Na, bleib du hocken,“ entschied, völlig Herr der Situation, der Frißl.

„Geh fort!“ schrie außer sich das Chlommenchlträhle.

„O na; ich möcht ner zuschaun, wie du in d' Höh kommst.“

Das Rosinchen wurde allmählich weich.

„Helf m'r,“ gebot sie „kriegscht drei Kreuzer.“

„Fallet mit ein!“ erwiderte sofort der Frißl.

„Fünj.“

„Na.“

„Zehn?“

„Meinetwegen; aber z'erst gibst mir's auf die Hand. Roan Juden trau i net. Da zieht ma allemal den kürzern.“

Sofort streckte er auch begehrlieh seine blaugefrorenen rissigen Knabenhände aus. Ohne auf seine Lebensweisheit näher einzugehen, was das Rosinchen sonst gewiß nicht unterlassen hätte, kramte es seufzend in seinem Bentelein; noch immer fielen vereinzelt Tränen aus 'einen Augen. Es war dem kleinen Ding herzhast kalt geworden, der Wind blies scharf über die Flußniederung her. Das Schlonnenchlträhle hatte das Gefühl einer empfindlichen Niederlage, alles triumphtierte über sie, sogar dieier kleine, ausgehungerte, böshafte Bengel! Sie hätte mit Fäusten dreinschlagen mögen! Widerwillig legte sie den Obolus in Frißls Hand, und der begann auch gleich herzhast an ihr zu zerren und zu ziehen.

Raum hatte er sie in die Höhe, fiel sie aber auch schon wieder um.

„Ich kann ja nit stehe auf dene vermaledeite Schlittschuh! Schnall die Aeser ab!“ kommandierte sie.

„Dadersfür hast mi net angaschiert,“ antwortete mit Würde der kleine Weltweise aus der Obstlerkeuche.

„Du gemener Bub!“ schimpfte das Rosinchen.

„Oha! Oha! beschwichtigte der Frißl, schaute ihren vergeblichen Versuchen, in die Höhe zu kommen, mit Hingebung so lange zu, bis sie endlich matt und klein genug war.

Klein, milde, armjelig, weinend flehte sie ihn ordentlich an:

„Frißl, du kriegst noch sechs Kreuzer, aber mach mer je runner!“

„Verscht gibst es her,“ beharrte der Frißl, und erst, als er das mit Bedauern und Seutzern herausgebohrte Geldstück in der Hand hielt, das er blitzschnell verschwinden ließ, bequente er sich dazu, unter Zähneklappern dem hilflosen Rosinchen die Ungeheuer abzuschnallen.

„Floan san's dir net,“ sagte er, denn es war ihm unmöglich, still zu sein.

„'s Maul halst,“ zeterte das Chlonnenchlträhldje.

„Nachher b'halt du deine Schlittschuh an.“

„Nachsch nit weiter?“ schrie das erhorste Rosinchen.
 „So! So! Und jetzt holst die Line!“

„Fallet mir grad ein,“ sagte mit überlegener Ruhe der Frißl, stellte sich mit gespreizten Beinen hin und beobachtete mit sachgemäßem Interesse, wie das Rosinchen mit ihrem Keisröcklein, das einige Deformationen erlitten, über das Eis zu schwanken begann.

„Oha!“ rief er von Zeit zu Zeit hinter ihr drein, wenn sie unsicher wurde, und:

„Line! Line!“ schrie immer lauter und eindringlicher, immer erboter die kleine, wackelnde, unsichere und groteske Gestalt, die, ihre Arme wie bebende Flügel ausgespannt, langsam der Bank näher kam.

„Oha!“ bemerkte wieder versunken der Frißl, und:

„Line!“ rief wieder das Rosinchen. Aber die traumverlorene und entrückte Line hörte nicht eher, bis das Geschrei ganz laut wurde.

Da wollte sie freilich gleich in die Höhe, aber, o weh! was der Frißl vorhin bloß zum Spaß aus der Tiefe seines böshaften Herzens heraus gesagt, war eingetreten, die Line war wirklich und wahrhaftig an dem Bänfchen angefroren und erglühte in Scham und Bestürzung wie eine Pöonie. Was hatte sie auch zu träumen und zu wünschen! Das war alles sündhaft, und die Strafe mußte auf dem Fuße folgen.

Erst nach vielem Zerren und Reißen vermochte sie, während die Stimme Rosinchen's unheilverkündend näher rückte, in Verwirrung und Angst den grauen haarigen Mantel von der Bank loszureißen und sich von den sonnigen Risten ihres Traumlebens an die rauhen und unwirtlichen Gestade der Wirklichkeit zu versehen.

Sie fürchtete sich vor dem, was sie sah. Sie beugte den Kopf; wie ein armes Opfer, das den Todesstreich erwartet, stand sie da, sie vermochte dem Rosinchen keinen Schritt entgegen zu gehen. Hatte sie nur geträumt oder wirklich geschlafen, und war sie im Schlafen halb erfroren? Sie konnte ja kein Glied mehr rühren und kam sich wie gelähmt vor. Und das Rosinchen! —

War ein schweres Schicksal über die Freundin hereingebrochen, während sie geträumt hatte? — Wie sie zürnte! Mit angstvollen bittenden Augen sah sie auf die Zürnende, wie ein treuer Hund, der sich duckt. —

Jetzt kam's! Die ersten Schläge prasselten nieder, nicht tatsächlich, aber in Worten, die wie Peitschenhiebe niedersausten; sie hielt immerfort den Kopf gesenkt und hörte und hörte nicht, sie wurde am Arm gepackt und „gepekt“, spürte es und spürte es wieder nicht — ganz sacht glitt sie in ihr Traumland zurück. War nicht alles sonst so unsäglich gleichgültig?

Sie erlangte den Gebrauch ihrer Glieder wieder, langsam wie ein Automat setzte sie sich in Bewegung; dabei war's ihr immer, als müsse sie auf etwas warten. Wenn sie ins Genick geschlagen worden wäre mit einem dumpfen, brutalen Schlag — wie im Schlachthaus, wie im Schlachthaus, dachte sie —, es wäre ihr nicht erstaunlich gewesen, sie hätte ihn mit einem schwermütigen Näckeln empfangen; denn heute.

aufgelöst in Liebe und Unglück, war es ihr klar geworden, daß sie vorherbestimmt war zu leiden.

Das Rosinchen dachte natürlich im entferntesten nicht an diese schmerzliche Seite in der Line Erkenntnis — es fiel ihr gar nicht ein, daß etwa die Line auch Gefühle und Gedanken eigener Art haben könne. Die hatte zu nähern, die hatte das Rosinchen anzuhören und zu bewundern, die war da, ein Resonanzboden zu sein für alle Gefühle und Gedanken des Rosinchens, und damit basta!

Einmal sah die Line auf, in der Freundin wutverzerrtes Gesicht, einmal hörte sie aus ihren wütenden Worten heraus, daß sie verschmäht worden — glückliches Ehlonnenchltrählsche trotzdem! Es war bemerkt worden, es war in seinen Banutreis gekommen und — nein! es war nicht veranlagt, sich verzehren zu müssen!

Seufzend blickte die Line auf ihre vom Rosinchen beneidete Körperfülle — sie, die ihn mit glühender Leidenschaft liebte; ja, sie war eine von denen, die sich verzehren müssen, aber wie lange, wie endlos lange würde das dauern mit diesem, ach allzu wohlgenährten Körper! Und alle Versuchungen des Essens, die leckeren Kuchen der Tante Mine vor allem, stiegen vor ihr auf — es war doch schwer, unendlich schwer, ganz zu resignieren!

Wie schnell und wie gründlich war die Liebe bei dem Rosinchen vergangen! Konnte das echte Leidenschaft sein? Sie trauerte nicht, sie klagte nicht, sie schimpfte nur.

Und das tat sie wochenlang. Nicht nur über die Line und die eingebildeten Töchterenschülerinnen, vor allem über die Gewerbschachteln, die keine Ahnung von Bildung hatten.

Die Line hielt still. Doch diese Art von Sanft-

mut und Geistesabwesenheit — o die Vire war in anderen, hehreren Regionen! — erzürnte das Kofsinche erst recht: „Für was biſcht du denn gut? Mit ämal jein Zorn kann m'r an dir auslaſſe, du Stöckel!“

Uebrigens was konnte man denn von der Vire verlangen? Wie ſollte ſo was Verſtändnis für Liebe und Leidenschaft, für Hohn- und Rachegeſtäfte haben? Das ſchwärmte ſo in den Tag hinein, und wenn es eine Mehlspeife oder einen Kuchen ſah, konnte es ſich vollſchlagen bis an den Hals herauf! Konnte man da wirkliche Gefühle verlangen?

Für das Ehlonnenchträhliche hatte die Privatexkursion und das Privatiffimum für Liebe noch einige Nachwehen.

Der heruntergezogene Baſchlick, die den liebenden Händen alſo preisgegebenen „Vöckhes“, das ganze aus der Solidität des Mahniſchen Hauſes herausgeriſſene Zwiſchenspiel rächten ſich, das Kofsinchen wurde krank. Der Kopf, der Hals, alle Glieder — und trotz des äußerlichen Proteſtes auch das Herz — taten weh, und die heiße Liebe endete mit einer tüchtigen Erkältung.

„Wann m'r a die Lieb' in ſich hat, m'r is doch nit für Extravaganze geſchaffe,“ tröſtete ſich das Kofsinche in der Krankenſtute.

Die Schelte, die eigentlich dem Ehlonnenchträhliche als der Verführerin gebührt hätten, fielen nun auf der Vire wehrlos und unſchuldig Haupt, wie ja viele Menſchen in der Zeit der Angst und Bekümmernis etwas ſuchen, eine Urſache, einen Sündenbock, irgend etwas oder irgendwen, dem ſie die Schuld aufbürden können, und ſich dadurch erleichtern, indem ſie ihren Schmerz in Wut verwandeln.

„Du biſcht doch fünf Köpp größer als des arm

„Klein Rosinche, bißst du nit g'scheiter?“ schrie der Date.

Dem Rosinchen fiel es gar nicht ein, die Lüne zu beschützen, es schimpfte eher selbst mit. Es schimpfte überhaupt den ganzen Tag; es schien, als löse sich aller Uberschwang in ein gründliches Geschimpfe auf. Zuletzt konnte das Rosinche sogar haarklein ausrechnen, daß sich „die ganze Sach“ eigentlich nicht gelohnt hätte.

Immer wieder betonte es:

„Zwanzig Kreuzer das Leihe von de Schlittschuh, zehn Kreuzer dem Frißl und nachher nochmal sechs Kreuzer, wie soll sich denn das lohne, und de Spott uvredrein!? Ace, Lüne, des is zu viel für die Lieb, ich verzicht!“

Ach! Sie konnte verzichten, die Lüne aber mußte verzichten!

Nach ein paar Wochen hatte sich das Chlonnenchlträhliche seine Gefühle schon ganz gründlich vom Halse räsonniert, und in seiner Rekonvaleszenzzeit sogar deutliche Beweise gegeben, daß es den Adonis verachte; denn es saß Tag für Tag mit schrecklich bösen und strengen Augen am Fenster. Wenn auch der ehemals Geliebte den Blick nicht zu ihr hob oder höchstens aus Spott eine tiefe Reverenz machte, einerlei, das mußte er, das mußten alle sehen und merken, wie tief sie verabscheute.

Die Nummer Gewerbschachtel war für sie mit ihm abgetan, ihr Herz begehrte nach Höherem. Was gab es denn da Höheres als die „Gymnasiasten“? Da das Gymnasium am Ende der Birgengäß gelegen war, frequentierten die Gymnasiasten von jeher am häufigsten diese Straße, und das Chlonnenchlträhliche wunderte sich auf einmal, daß ihre Neigung sich niemals

jenen zugewandt hatte. Das konnte aber noch besorgt werden.

„Denn,“ wie sie zur Lina sagte, „mir müsse unsere Gefühle schon auf die Gymnasiaste richten, weil die Präparanda zum Beispiel ersicht in de Gefühlspunkt für uns trete, wenn se Lehrer sind. Vorher könne se nit mit in die Konkurrenz einbezoge werde, sie sin zu unansehulich, haben krumm getretene Stiwivel und im Winter kein Mantel.“

Von den Gewerbschachteln sprach sie überhaupt nicht mehr. Die Gymnasiasten dagegen, die waren ganz geschaffen zur Liebe und Schwärmerei, so gut angezogen, so flott, man konnte sie fast „en bloc“ geru haben!

Das letztere praktizierte sie zwar nicht, aber bald war es der eine und bald der andere, für den sie sich entflamnte, manchmal für zwei auf einmal. Bald machte ihr der Fensterparaden und bald ging jener fünfzehn- oder zwanzigmal am Tag vorbei. Sie saß beständig am Fenster und hatte die Augen auf der Straße und konnte der Lina nicht genug erzählen, wie sie hofiert wurde. Ganz berauscht war sie von ihren Erfolgen, selig; die Verehrer wuchsen wie aus der Erde gestampft, es schien, als habe die ganze Studentenschaft ein Komplott geschmiedet, sie zu verehren. Machte nur emer eine Kopfbewegung gegen ihr Haus zu, so stieß sie die Lina triumphierend in die Seite: „Lina, siehst's, der macht mir jezt a de Hof.“

Die Lina nahm manchmal einen Anlauf und wagte zu sagen: „Ich hab' nichts gesehen,“ oder „kennt er dich denn?“, vielleicht auch „ja, grüßt er denn herauf?“.

Herrgott, wie wurde die aber angeschnauzt! „Was

verstehst du von dene Sache! So plump macht m'r des nit!" —

Da es wirklich eine kurze Zeit zum Sport bei den Studenten wurde, das Kofsinche für den Narren zu halten, so erlebte es an seinem Fenster köstliche Rekonvaleszentenwochen

„Da guck!“ sagte es stolz zur Lina, wenn sich die Verehrer förmlich vor dem Hause stauten, „des is was annereß!“

Weil sich aber Weiteres nicht ereignete, die Dinge sich stets gleichen, ja die Verehrer allmählich die Lust verloren, das Mahnsche Haus im All anzuhimmeln, und selbst das Kofsinche anfang, die Sache etwas allzu einförmig zu finden, war es gern bereit, wieder in den Laden zu gehen, wie es der Date wünschte, ja es zeigte mehr Freude und Eifer zum Geschäft als früher. Es konnte sich nun nichts Seligeres denken, wie einen guten Verkaufstag gehabt zu haben und dann gegen sechs oder sieben, wen alles flanieren ging, sich unter die Ladentür zu stellen, geschwellt von Ehrgeiz und eigener Wertschätzung, verliebte Augen zu machen und sich dabei Geschäftskombinationen zurechtzulegen. So kam ihm auch zum erstenmal der Gedanke, es einmal mit einer ganz großen, unglücklichen Liebe zu versuchen — schwupps hatte es schon einen blutjungen Leutnant, der wie Milch und Blut aussah, als Objekt entdeckt und machte sich mit Feuereifer über die unglückliche Liebe her. Es war wirklich eine recht, recht unglückliche Liebe, denn der junge schöne Krieger sah die Kleine nicht nur nicht an, sondern gab ihr sogar, als sie sich zu weit hinaus auf das Trottoir stellte, einen tüchtigen Puff. Zudem hatte er Anfechtungen von jungen und älteren Fräuleins und wußte schelmische und süße, schmachtende und begehrlische Augen zu machen, nur nicht für sie.

Ja, das war eine große, eine süße, eine qualvolle Leidenschaft! Nun kam selbstverständlich die Lektüre wieder dran, nur lauter tragische Liebesgeschichten durften es sein, und die Lina mußte mitlesen, wie sie auch all die Seufzer und die Klagen aus gepreßtem Herzen anhören mußte. Ganze Sonntagnachmittage saßen sie über der „Gartenlaube“ und lasen von der Marlitt oder von der Werner; „die können's am besten.“ sagte das Rosinche.

Auch der Geist der Mutter begann gewaltig im Ehlonnenchlträhle zu spuken.

Es verlangte energisch vom Alten, daß er's ins „Theater“ gehen ließ, natürlich auf die Galerie, und der Alte gab nach, wie er bei dem schönen Malche nachgegeben hatte.

Noch mußte die Lina erobert werden; die wäre zwar sehr gern bereit gewesen, denn auch sie lechzte in ihrem Gefühlstummel nach Darstellungen von der Liebe Leid und von der Liebe Lust, doch war ihr immer das Geld zu viel, und das Rosinchen hatte tüchtig zu überreden, ja sogar zu zanken, bis es die Lina mürbe genug gemacht hatte. Natürlich ging die Lina stets auf eigene Rechnung: „für was verdient sie sich denn was!“

Im Theater vergaß dann freilich sogar das Stöckl, daß die große Ausgabe gar nicht ihren Finanzen entsprach, im Theater war sie hingegeben, aufgelöst, entrückt, viel mehr, viel stiller, viel nachhaltiger als das Rosinche.

*

So lebten diese beiden Jungfräulein ein Leben voller Wonnen, gegen das Leben der beiden Gelden genommen, die berufen waren, im späteren Leben Rosinchen's — auch der Lina — „einschneidend“ aufzutreten, die aber zu dieser Zeit noch die Schulbänke mit Widerwillen drückten. Eine Ahnung vom Rosinchen hatte der Dreivaterbua wohl schon lange, eine etwas kordialere und etwas intimere Annäherung — gegen die ganz frühere gemessen — hatte ja auf dem Eise stattgefunden, sonst traten die beiden Gelden vorderhand in keine weitere Berührung mit den beiden Heldinnen.

Die Schule! Ach, Gott, was war das für ein Fegfeuer für den Frißl und für den Marxl! Alle zwei haßten sie das Lernen, wie es in den Schulen betrieben wurde. Stets interessierten sie andere Dinge mehr als die, die sie gerade lernen sollten, oder auf die sich die Herren Lehrer gerade kaprizierten, sie wissen zu wollen.

„Warum will er's denn wissen,“ sagte der Frißl mit schlauen Augen zum Marxl: „weil er's selber net woaß!“

Oder: „O Jegerl! So viel wie der Lehrer weiß ich auch, no büßl mehrer!“

Troßdem verhielten sich beide, unbeschadet ihrer aufrehrerischen Ansichten über den jeweiligen Präzeptor,

in den Schulstunden ganz ruhig, der Maxl aus angeborenem Hang zum Vorsichhindösen, der Frißl aus angeborener Diplomatie, was er aber nicht wahr haben wollte. Da ferner niemand einen Wert darauf legte, daß sie vorwärts kamen, der Lehrer ebenso wenig wie die Eltern, wurden sie schlecht und recht mit durchgeschoben.

Ihr eigentliches Leben führten sie ja doch außerhalb der Schule, auch außerhalb der elterlichen Höhlen, im Freien draußen. Dort schleppten sie alle ihre Schätze zusammen: blanke Steine, Metallkapseln, gefundene „Schusser“, Lederabschnitte, farbiges Papier und nicht zum wenigsten Zeitungsfetzen, der Mutter Glocke entrafft, die sie begierig lasen, ein Buch, das sie sich von einem Kameraden erbettelt, Bilder aus illustrierten Zeitschriften, aus Mama Glockes Einwickelpapieren gestohlen, die eine Welt für sie bedeuteten, über denen sie grübelten, über die sie sich berieten, über die sie disputierten. Das alles hatten sie in einer Art Höhle draußen gegen den Erzberg zu vergraben und deckten es sorgfältig jeden Tag zu und hüteten es eifersüchtig. Dort draußen spielten sie wie andere Kinder, bauten Wälle und Burgen, gruben Teiche und Bäche, lasen, stritten und schmiedeten Pläne.

„Was willst werden?“ frug einmal der Maxl den Frißl.

„I? — Vorderhand halt a G'werbschachtel. Und du?“

Da hob der Maxl den Kopf.

„I werd a Gymnast.“

Wie da der Frißl lachte.

„Du?! Dich werd'ns gleich studieren lassen!“

„Mit der G'werbschachtel gib ich mi net ab

und a Handwerk lern i net, und wenn's mi der-
schlag'n."

Ja, der schlagen ließ er sich vielleicht, das sah ihm gleich; im Passiven war er groß, da hatte ihn der Fritzl schon heraus. Wie er nur auf den großartigen Gedanken kam, ein Gymnasiast werden zu wollen! Wie er sich nur getraute! Freilich, wenn man's erwog — vertraulich rückte er dem Marx näher: „I, wenn du wär', i wisset, was i tät.“

„Was denn?“ der hinkende Marx drauf.

„Für was hast denn dein Vatern? Mach kein so dumm's Gesicht! Dein Papa mein' i. Für was is denn der da? Manderl, hast du net so viel Kuratsch, daß du zu ihm gehst und dich anmeldst? Sagst einfach: Da bin ich, ein Geld gib mir, studieren möch ich“

„Ja, aber er gibt sowieso Geld her, sagt die Mutter,“ wies ihn der Marx mit einem alten weisen und zugleich resignierten Gesicht zurück.

„Zahlen! Zahlen! Siehst du was davon? Spürst du was davon? Da! Da! Auf die Hand laß dir's geben, schüttel dein großen Kopf net! Was? Unehrlisch is des, wenn du's für dich allein nimmst? Du bist halt der Noble du bist der Baron, und ich versteh das net, ich bin der Obstlervogel, ja freilich! Aber Bürscherl, an deiner Stell, wenn i wär, des werdet ein anderes Leben! Grad die Haar möchst dir ausreißen.“

Und fuchsteufelswild gemacht von der passiven Roblesse und Indolenz des Marx packte der Fritzl wirklich seine zerzauste schwarze Bürste und fuhr mit allen zehn pappigen Fingern darin herum.

„Helfen könntest uns alle zwei,“ sagte er, „aber du hast kein Streben, keine Aufopferung, keinen Schwung!“

Der Marx senkte den Kopf und schwieg.

Manchmal konnte Frißls Wut sich so weit erheben, daß sie dem Quartalszorn der unverehelichten Glocke sehr nahe kam. Er zerriß und zerfezte alles um sich, die am meisten gehüteten und geliebten Bilder, wobei der Maxl kreidebleich vor Schmerz zuschaute; zuletzt zerbläute er sogar den Maxl, der studieren wollte, und doch nicht dazu kam, der einen Papa hatte, der nur die Hand aufzumachen brauchte, und ihnen beiden war geholfen — er zerbläute ihn, bis sie sich beide nicht mehr rühren konnten, der Maxl immer stiller und der Frißl immer lauter wurde. Als er nicht mehr schreien konnte, stürzte er schimpfend und vor Wut bebend davon.

Er sah's ja kommen. Dieser Feigling von Maxl ließ sich zu einem Handwerk pressen, wo das Geld für ihn auf der Straße lag! Und er? — was wurde aus ihm? Wenn die Zeichen nicht trügten, wendete der alte Schwamm, den er nie Mutter nennen konnte, viele Schläge, aber keinen Knopf Geld für ihn auf, von der Gewerbeschule keine Rede! Und wieder stieg ihn der Grimm. Es wäre so einfach gewesen! Nur er, er hätte an d e r Stelle sein sollen!

Er und „die Alte“ sprachen schon lange kein Wort mehr miteinander; es war die höchste Zeit, daß er ihr aus den Fingern kam, in der körperlichen Kraft war sie ihm eben doch allzusehr über. —

Und die Tage rückten näher, der Schulschluß stand vor der Thür, die alten Freunde und Bundesgenossen wurden immer stiller, sogar dem Frißl mußte man jedes Wort ablausen; von ihren Plänen zu sprechen, vermieden sie ganz; sie stritten auch nicht mehr, nur manchmal sah der Frißl fast hasserfüllt nach dem melancholischen Schusterbaron, zuletzt blieb er ihm ganz fern, sie sahen und sprachen sich nicht mehr.



An einem frühen Morgen trieb der hinkende Maxl eine Herde Schafe im Nebel des Oktobertages, durch den schon eine fröhliche Sonne blitzen wollte, zum alten Stadttor hinaus, an der Kräuterwiese vorbei zum Erzberg, an den Schlupswinkeln vorüber, wo er mit dem Fritzl gespielt und gestritten hatte. Er schaute sich verstohlen und ängstlich rechts und links um, ob nicht der struppige Kopf des Freundes irgendwo austauchte, aber alles blieb ruhig, und der Maxl hinkte seine Bahn allein weiter und fühlte sich auf den öden Herbstwiesen so armselig und verlassen unter seiner Herde wie noch nie.

Tag für Tag trieb er jetzt die Schafe auf den Erzberg, und Tag für Tag schaute er nach dem Fritzl aus. In die Gewerbeschule war der Fritzl nicht gekommen, sonst wäre er schon lange dagewesen, den verunglückten Gymnasiasten zu höhnen. Er hatte es also auch nicht durchgeseht!

Der Maxl konnte sich wenigstens rühmen, Widerstand geleistet zu haben und dem Handwerk entgangen zu sein, denn das Hüten war doch gewiß kein Handwerk!

Prügel hatte es genug geseht, bis es endlich dem Vater Schuster einging, daß es eigentlich vernünftiger wäre, sich die paar Groschen Hüterlohn einhändigen zu lassen, wie einen unbrauchbaren Lehrlingen neben

sich sitzen zu haben, der soundsso viel verdarb und über den man sich halb zu Tod ärgern mußte.

So setzte er denn seine sauertöpfische Miene auf und ließ den „Quam“ an dessen Existenz er sich „amal nicht gewöhnen konnte“, als Schafhirten ziehen.

Trübselig trieb der Magl jeden Tag aus, trübselig saß er draußen auf den Nebelwiesen und in der blassen Oktobersonne und erwog bei sich, daß ihn sein Beruf doch nicht eigentlich befriedige.

Ja, es war nicht anders, der Frißl ging ihm ab, ihre Gespräche gingen ihm ab, das Lesen und Disputieren, der höhere Zweck!

Er war eitel Freude, als eines Tages, wie von ungefähr, der Frißl mit seinen dünnen, flinken und beweglichen Beinchen angetrippelt kam und ganz wie früher tat.

Nobel wie der Magl war, ließ er natürlich kein Wort über die Gewerbeschule fallen, und auch der Frißl enthielt sich jeder Anspielung über den neuen Beruf des Magl. Nun lebten sie wieder fast wie in alten Tagen, ja, als im Frühjahr der Magl avancierte und auch die Kühe auf die Wiesen treiben durfte, half der Freund getreulich mit, ja, er fand, es sei gar keine üble und durchaus keine entwürdigende Fortsetzung ihres früheren Hungerns und eigentlich ein ganz freiherrlicher und nachdenklicher Beruf.

„Viel bringt's ja net ein, und eigentlich halten dich deine Viecher zum Narren, von an Herrschei hast du keine Ahnung.“

Wirklich trieben die alten und jungen, weißen und schwarzen, braunen und gefleckten Rühlein Mlotria mit ihm, und der arme Magl, der traurig und versunken hinter seiner Herde dreinhinkte, wurde oft aus seiner Versunkenheit geweckt, wenn er weit

draußen auf der Landstraße eine Kuh triumphierend muhen hörte, die mit sanftem, aber konstantem Trab vorangeeilt war. Da hieß es laufen, denn stets trottete die Freiheitsdurstige weiter, und dabei gingen ihm die anderen rechts und links in die verbotenen Felder und Wiesen.

Der Schweiß rann ihm übers Gesicht, sobald er versuchte, der renitenten Kuh habhaft zu werden, die so stetig und sicher vor ihm her trabte.

Wie glücklich war er, wenn dann auf einmal, wie aus dem Boden geschneit, der Frißl auftauchte! Immer kam er zur rechten Zeit, natürlich spuckend, schimpfend und keifend. Wie konnte das einem Hirten passieren!

„So was merkt ma doch! So was siecht ma doch!“ schrie er. Dabei rannte er aber schon, was ihn seine Beinchen trugen, und laufen konnte er, laufen wie der Teufel!

Die Kühe gaben ihm bald nach, kannten ihn und haßten ihn. Alle schauten ihn halb lässlich von der Seite an, brüllten empört und stellten den Schwanz kriegerisch in die Höhe, machten aber sofort kehrt und trabten ordnungsgemäß zur Herde zurück, sowie er regierte. Das taten die Kühe, da war aber noch der Stier! Der machte eine ganz andere Schererei! Und um den zurückzutreiben oder nur zu hauen, gehörte eine ganz andere Kurasche als bei den Kühen! Die Kurasche hatte ja der Frißl, aber er tagierte dann auch seine Tätigkeit richtig; er forderte und bekam für das Einfangen des Stiers zwei Kreuzer, während er für eine Kuh nur einen halben Kreuzer nahm.

(Duppel sagte das Ehlonnenchlträhle im Geschäftsverkehr.)

Umsonst tat er's nicht, das ging gegen seine Grundsätze, der Maxl bekam doch Salär!

Auch der Marx fand das ganz in der Ordnung; hatte er manchmal gerade kein Geld da, so blieb er schuldig, der Frißl machte schon zur rechten Zeit: „An halben Kreuzer bist mir schuldig, zwoa Kreuzer Krieg i noch“ — deshalb gab es niemals Streit, und sie lebten einträchtiger und friedfertiger als früher.

Wenn nur nicht eines Tages der Frißl ausgeblieben wäre! Prophezeit hatte er nichts dergleichen, da mußte ein Gewalttät der Mutter Blocke vorliegen.

Zawohl, die hatte schon manche Stunde ihres beschaulichen Lebens sinniert: „Was laßt man 'n Frißl weru?“ Und sie ging alle die mutmaßlichen Väter durch, deren einem nur im entferntesten zu gleichen er noch immer denselben Widerstand entgegensetzte, und sie kam zu dem Resultate:

„Mit der Musi hat er's net, Musikant wie die Genemusik kann er net wer'n, da hat er koan Scheni dazu. Kraft hat er wieder koane, gibt also koan Packträger, laßt man ihn an Kampelmacher wer'n.“

Da der Frißl während ihrer Meditationen um sie herum war, nahm sie ihn für alle Fälle gleich fest beim Kragen, und nun war er wohl oder übel dem Nachbar Kampelmacher ausgeliefert.

Er hätte sich gewiß nicht gesträubt, hätte er gewußt, daß er den Grundstein zu seinem Namen, Kampelmacherfrißl, und vor allem zu seinem Glück legte, als er in die Hände des Gewölbennachbars Jean Messer überging.

Der Meister Kampelmacher mit pfißigen Augen und raschen Händen hielt den kleinen, unbändigen Kerl gleich gehörig fest.

„Hm? Weiß schon. Kenn dich schon! A Filou san mir. Vernen mögen mir nig. Faulenzen und unsern Herrgotten 'n Tag abstellen, gell? Kenn dich schon, Tröpfel elendig! Mir kriegen dich schon!“

Von einem Entkommen war keine Rede. Wohnen, Schlafen, Essen, alles mußte der Frißl beim Meister Kesser. Wurde er ja einmal fortgeschickt, und er war nicht auf die Minute da, so gab's gründlich Haue. Vernußte ihn der Meister nicht, so besorgten es die Gesellen, die das Amt gern übernahmen und mit Innigkeit ausfüllten. Im Anfang hatte er wie eine Wildkatze gekraht und gebissen und geschrien und gehult und „ham“ verlangt, wie es jeder andere Bub auch getan hätte. Die häßliche und verhasste Kende erschien ihm auf einmal wie eine Heimat, er hatte richtiges Heimweh und weinte richtige Tränen, ganz wie andere „richtige“ Kinder auch.

Er schrie sogar: „Zu meiner Mutter möcht' i!“, nur das unbändige Gelächter, das Meister und Gesellen anschlugen, die als Devi's Nachbarn die zarten Bande zwischen Mutter und Sohn genau kannten, schüchtern ihn ein, er wurde still.

Auf einmal war das Heimweh fort, ja, es schlug ins Gegenteil um, er war gar nicht mehr zu bewegen, zur „Devi“ zu gehen. Er wurde rabiät, wenn man von ihr sprach. „Mutter Blocke“ hieß er sie jetzt nach Meister Kesser, und begegnete er ihr, so sah er entweder weg oder, was für sie noch schlimmer war, ihr direkt ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Mit meiner Herkunft hab' ich abgeschlossen,“ sagte er einmal großartig zum Meister.

Er war auf einmal ganz für das Kammmacher-gewerbe und ganz für den Meister Kesser; das anständige Bett, das er nie vorher gekannt, behagte ihm, das anständige Essen schmeckte ihm. So was war nie an ihn gekommen, das Arbeiten machte ihm Spaß, er paßte auf, denn er hatte Respekt vor seinem Lehrherrn. So einer wollte er auch werden, womöglich

noch vollkommener. Was der sich verdient hatte, was der gesehen hatte, und was der alles wußte!

Frißl wurde ehrgeizig, er strebte fieberhaft voran, ganz wie wenn er schon in einem Jahr ausrücken wollte, Frankreich zu, wie es der Meister vor Jahren getan. Der war auch so ein armer Tropf gewesen wie er, schlau, profitlich, voller Streben.

So manchen Abend saß der Frißl mit offenem Maul da, durch die große, schmale Vogelnase hastig und geräuschvoll atmend, und verschluckte förmlich alles, Wahrheit und Dichtung, was der stoppelhaarige alte Pfiffikus zum besten gab.

Er liebte es, seinen Vortrag mit französischen Brocken zu würzen, weil er merkte, wie sehr er dadurch bei dem kleinen Lehrling stieg. Er nannte ihn auch nie anders wie Frédéric und, wenn er gut ge-launt war, Frédéric le petit.

„Weißt, Frédéric le grand kannst nicht werden, aber als Frédéric le petit mußt du dich in die Hölh machen, verstanden Bürschl? Du hast die Nasen und die Augen und das Mundwerk dazu. Vom ehrsamem Handwerk allein ernährst du dich nicht, so mein' ich wenigstens. Du nährst dich vom Publikum, später verstehst du das schon!“

Natürlich verstand der Frißl nicht alles; aber daß ihm der Meister Kampelmacher quasi eine Ausnahmestellung unter der Menschheit zuwies, glaubte er herauszumerken, und ohne allzusehr geschmeichelt zu sein, betrachtete er die Sache als beinahe selbstverständlich.

Hatte er denn nicht so oder wenigstens ähnlich von sich gedacht? War er denn nicht seinen Schulkameraden, auch dem Magl, überlegen gewesen, und hatte er diesen nicht oft mit seinen Ideen geängstigt, und war das nicht gerade seine Freude gewesen? Und

fürchtete sich das alte, schwammige Hölzerweib, die Mutter Kloake, nicht jetzt schon vor ihm? Es sah so aus.

Auch die Sonntagschüler fürchteten ihn: waren sie groß oder klein, arm oder reich, alle steckten sie's ein, wenn er ihnen übers Maul fuhr.

Friß's Augen funkelten, wenn der Meister von dem Geld erzählte, das er draußen verdient hatte. Auch die Weiber kamen aufs Tapet, wenn die Stunde weit genug vorgeschritten war, und er genug getrunken hatte. Zwar waren die Geschichten nicht für Frédéric *le petit* berechnet, er kapierte sie auch nicht, aber er fühlte dumpf, daß „solche Sachen“ notwendig dazu gehörten, ja, daß sie einen wichtigen Faktor bildeten, und er sagte andächtig und wichtig dem Meister nach: „Ja, die Weiber! Die Weiber!“

„Ich meine, allzuviel werden sie dich nicht plagen, Frédéric, du bist gerade kein Zuckerstangerl, aber man weiß es nicht, sie sind unergründlich.“

„Sie sind unergründlich,“ echote der Friß.

Der Meister schmunzelte nicht einmal, so viel Verständnis für den Humor der Situation hatte er.

Er ließ nur in einer Anwendung von Anerkennungsdrang den Kleinen trinken, der dasaß, die Nase in der Luft, die ruchlosen Augen auf ihn geheftet, wie wenn seine Seligkeit davon abhinge, daß ihm nichts, aber auch gar nichts entginge.

Der Meister Kampelmacher Jean Keffler hatte ein Kehlkopfleiden und mußte deshalb den Rauch und Dunst der Wirtshäuser meiden. Es entging ihm dadurch recht viel Gelegenheit, sich auszuleben, d. h. sich überlegen zu zeigen, andere seinen Spott fühlen zu lassen; er mußte sich viel zu viel verkneifen, er, den alles gleich juckte.

Der Laden, ja, das war ein kleines Ventil, wo er

seine Bosheiten ausströmen lassen konnte, zufällige Begegnungen auch mit braven Bürgern der Stadt; am meisten aber brachten ihm die Besuche bei dem alten Mahn Auffrischung, wo ihre Unterhaltungen oft Wortduellen glichen.

Jetzt war als gute Ablenkung noch der Fritzl da, der ihn nicht nur zu Bosheiten anregte und ihn erheiterte, sondern ihn sogar nachdenklich machen konnte.

Die kameradschaftliche Keuschigkeit dem Lehrbuben gegenüber gab es freilich nur am Abend, am Tag zog der Meister andere Seiten auf, da hieß es stramm arbeiten und stramm aufpassen, nichts ließ ihm der Alte durchgehen.

„Ordnung und Zucht muß jetzt noch für dich sein,“ sagte er, „auschweifend kannst du später werden, und das wirst, ich seh dir's an der Nase an.“

Das war ein Tadel und doch wieder eine Auszeichnung, wie es der Fritzl verstand. Zu den Gesellen sagte der Meister nie dergleichen, auch nicht zu seiner einzigen Tochter, der dicken Kuni, nein zu der erst recht nicht. Träge, halb verschlafen, gutmütig, beschränkt war sie; den Eigensinn ausgenommen, ganz das Gegenteil des Vaters und stets ratlos und verlegen ihm gegenüber. Sie wußte ihn gar nicht zu nehmen, und je älter er wurde, desto schlimmer wurde es.

Wenn er nur nicht immer die verstorbene Mutter geschmäht hätte!

„Gerad so fett und schläfrig und dumm wirst wie deine Mutter,“ sagte er.

„Aber sag doch so was nicht von der Toten,“ protestierte die dicke Kuni.

„Daß ich's von dir sag, regt dich nicht weiter auf? Gelt? — Und soll dein Mutter anders sein, jetzt auf

einmal, weil sie tot ist? Du glaubst es gewiß nicht, daß sie mich halb hingemacht hat vor lauter Gutmütigkeit? Was versteht denn so eine Kuh davon!“

Der Vater Kesser hatte sehr spät geheiratet und war als verheirateter Mann — natürlich mit dem Gelde der Frau — noch einmal ins Ausland gegangen und hatte längere Reisen gemacht, von denen die Runi nichts wußte. Sie war damals zu klein gewesen, und die Mutter war bald darauf gestorben, am Herzschlag.

„Am Gemüt erstickt,“ sagte der alte Rampelmacher, und seiner dicken Tochter prophezeite er oft: „Du erstickst auch noch einmal am Gemüt, genau wie deine Mutter.“

An dieses Gemüt wendete sich der Frißl sehr bald mit ganz richtigem Instinkt. Aus seiner Tiefe schöpfte er Dampfnudeln, die landesüblichen Kartoffelknödel, große Stücke Butterbrots und manches langsame, aber gute Wort, das ihm, als er noch nach der Obflerkuche heulte, besonders gut tat.

Im Heimlichgeben war die Runi raffiniert und ebenso der Frißl im Heimlichempfangen, so merkten weder die Köchin noch der Meister etwas von dem Bunde der zwei.

Der Frißl bewies seine Dankbarkeit dadurch, daß er sofort den schwachen Punkt der schönen Runi herausen hatte und ihn unterstützte, indem er ihre prächtigen Kleider bewunderte, etwas von Verehrern verlauten ließ, ja, sogar sich erbot, kleine Briefe und Zettelchen hin und her zu besorgen. Nichts vermehrte die süßen und reichen Gaben mehr, als solches Tun. Nur wenn der Gegenstand der Liebe der schönen Runi einmal eine Gewerbschachtel war, tat er's mit Widerstreben. Gewerbeschüler und Feiertagsschüler hasten und bekriegten sich; dann hatte er noch seinen Privat-

haß, weil es ihm vorbeigelungen war, selbst Gewerbschachtel zu werden.

Diese kleinen Gänge im Dienst der Liebe waren Vorstudien Frißls für die Liebe selbst, und so komisch ihm die Sechzehnjährige dünkte, die sich trotz der heftigsten Verliebtheit nicht vom Fleck rührte, sondern nur von der über dem Gewölbe liegenden Wohnung, angetan mit ihren Prunkgewändern, steif und starr auf die Straße stierte, so sehr spitzte er die Ohren und war auf alles aufmerksam. Eine instinktive Scheu gegen das träge und zugleich begehrlische Wesen der Kuni war in ihm, und doch tat er ihr heimlich allen Willen. Wäre er nicht so ein lockerer Vogel gewesen, hätte er, wenn das bei ihm überhaupt möglich gewesen wäre, über sein Tun dem Meister gegenüber Gewissensbisse empfinden müssen.

An Sonntagen, wenn der Meister spazieren ging oder den alten Mahn aufsuchte, für den er eine stets wachsende Vorliebe bekam, mußte der Frißl gewöhnlich einen der liebenden Jünglinge aufgabeln, mit heimbringen und Wache vor dem großen Haustor stehen, hinter dem sich die zwei küßten.

Es war sonntäglich still in der Straße, alle Läden sahen tot aus mit ihren geschlossenen Türen, nur der Obststand seiner Frau Rama, auf den er gerade hinsehen konnte, brachte Leben in den öden Sonntag. Er schaute aus Langeweile interessiert hinüber, wer kaufte; hinter sich hörte er nichts wie gedämpftes Wispern und ein paar schnalzende Laute. Manchmal — er ahnte es — nahm die Kuni einen der Jünglinge mit in die Wohnung; der Meister durfte davon natürlich nichts wissen, es lag auch keine Notwendigkeit vor, es ihn wissen zu lassen. Ihm trug es nur Gutes von seiten der Kuni ein, von seiten des alten Stampelmachers hätte es ihm nur Böses eingetragen.

Erzählte er solche Dinge dem Maxl, so entrüstete sich dieser Biederknabe darüber. Er war mittlerweile auch gereift und bezeichnete Frißls Gebaren als unehrenhaft, worüber sich Frédéric le petit halb budlig lachen wollte.

„A räudiger Philister bist, a Burschowa!“

Diese beiden Worte waren überhaupt seine Leibworte, von Meister Jean Kesser geborgt.

Außerdem noch einige, die er von Zeit zu Zeit dem Maxl an den Kopf warf.

„Angstmeier, Pfennigseele, Dütengroßhändler, Stubengefichtskreisler, Städlerpapper, Paserlgucker“, alles Rosenamen, von dem alten Kampelmacher für seine geliebten Mitbürger erfunden.

Nur setzte der Frißl zum Schluß stets hinzu: „Du bringst es nie weiter als zum Viehhüter.“

Die innigen Bande ihrer Freundschaft entwickelten sich überhaupt etwas auseinander.

Seit der Frißl, Frédéric le petit, ehrgeizig und düntelhaft geworden und so viel Weisheit schöpfte und verzapfte — Weisheit gar nicht nach Maxls Geschmack —, zollte er, der Maxl, dem anderen nicht die Bewunderung, die der heischen konnte und durfte, ja, Frißl sagte, daß er ihn geradezu hemme mit seinem Nörgeln und seinem Unverständnis; das machte ihn fühl und wild zugleich.

„Was bist du nachher worden mit deiner Bravheit?“ höhnte der Frißl.

„Bist auch net in d' G'werbschul kommen,“ replizierte prompt der Maxl, der sich krümmte wie ein Wurm, der getreten wird.

„Was soll denn aus dir werden, was für eine Aussicht hast denn du?“ setzte der Frißl in doppeltem Hohn das für ihre Zukunft so wichtige Gespräch fort. „Willst warten, bis d' schöner wirst und die Equipasch (er

sagte nicht mehr (Elibasch wie früher!) kommt und den jungen Herrn Baron mitnimmt? Hät du nur deine Rüh und lern's schön, daß sie dir net davonlaufen! Na, na, na! Is das a Mensch! Hast denn kein Streben? Hast kein Lebensziel? „Aufi mußi“, sagt der Meister, parterre kannst noch immer.“

Er tat genau, wie wenn er der Meister und Maxl Frédéric lo petit wäre.

Es reizte den Fritzl geradezu, alles, was er Schändliches wußte, was er hörte und dachte, was er anstellte, auch alle Heimlichkeiten mit der Kunzi, dem Maxl in möglichst abstoßender und grotesker Form anzutischen, damit sich jener entsche.

„Auschweifend muß einer werden, sagt der Meister, aber nur die Leute, denen man's an der Nase ansieht, sollen sich das wohl merken; und mir sieht man's an der Nase an.“

Was? — — was war das? Der Maxl zitterte vor Aufregung.

„Der Baron ist ausschweifend g'wesen, sagt die Mutter, sonst wär' ich net auf der Welt. Fritzl, i bitt' dich, geb dir Rüh und bet', daß du nicht ausschweifend wirst!“

„Damit keine hinkenden Maxln auf die Welt kommen? Ausgezeichnet!“

Der ruchlose kleine schwarze Kerl lachte, daß es ihn nur so schüttelte.

„Merkt es, was ich jetzt war?“ fragte er den verblichnen Kameraden. „Jetzt war ich frivol. So sagen die Franzosen daß d' es weißt. Der Meister sagt, mir Deutschen sind nie nicht geeignet zu so was, aber ich werd' dafür sorgen.“

„Der Herr Dechet!“ sagt —“ meinte schüchtern der

(¹ Dechet = Delan.

Maxl, der gerade in einem sehr frommen Stadium und in Verbindung mit dem hohen Klerus war, weil er hier und da ein paar geflickte Schuhe im „Dedet-hof“ abgegeben hatte.

„Mit 'm Dedet, wenn d' mir net gehst,“ machte der Frißl und schnaubte vor Ueberlegenheit, „wie kann denn ein aufgeklärter Mensch mit der Meinung von Dedeten sich abge'n? Da mußt andere Leut' hören!“

Dabei blinzelte er nach dem Maxl hin, ob der auch seinen Geist zu würdigen wußte. Ja, er machte Fortschritte, er erweiterte seinen Gesichtskreis, er war ein Freigeist; für was war er denn auch beim Meister Jean Kessler?

Der Maxl schaute stumm und traurig zu Boden. Wenn der Frißl so redete, wie konnten sie sich je wieder verstehen, wie konnten sie je wieder zusammenkommen? —

Aber sie kamen immer wieder zusammen. Der Maxl suchte den Frißl aus unwiderstehlichem Drang, und der Frißl begünstigte diesen seinen Drang. Nicht umsonst war der Maxl jetzt vom Viehtreiber zum Zeitungsjungen emporgestiegen und hatte auch noch das Amt eines Laufburschen und Austrägers für den Vater Schuster übernommen. Seine Tätigkeit setzte sich in Klingendes um und sofort steigerten sich auch die wärmeren Beziehungen zwischen den Freunden. Der Maxl hatte manchmal einen halben Monatslohn in der Tasche, was sollte denn der damit anfangen? Konnte der hinkende Maxl überhaupt seine Gelder vernünftig oder genutzreich verwerten?

Dazu war er nicht geschaffen, wahrhaftig nicht!“

Der hätte ja vor einem Goldstück gezittert vor lauter Ratlosigkeit! Er hätte Angst davor gehabt. Der Frißl hatte oft die Vision des heulenden und

ratlosen Maxls, der sich vor seinen eigenen Goldstücken fürchtet.

„Muß man abhelfen,“ sagte er sich, und er half ab.

Er durfte nur sagen: „Siehst, Maxl, das Buch wär' zu meiner Bildung ausnehmend nötig, wenn ich mir nur das kaufen könnt,“ gleich fuhr der Maxl in seine flebrige Tasche und brachte auch den letzten Pfennig zum Vorschein. Nie fragte er, was kostet das Buch“, nie verlangte er es zu sehen. Oh, er war eine noble Natur, ohne jede Frage, davon war der Fritzl überzeugt, nur konnten ihm derartige Eigenschaften keine Bewunderung abnötigen, im Gegenteil. Stets steckte er das Geld wie einen schuldigen Tribut ein, und seine einzige Sorge blieb, ihre Beziehungen so zu erhalten, daß sie von Maxls Seite aus Grauen und Bewunderung gemischt waren, denn das war am einträglichsten. Aber auch die Gemütsseite zog er in Betracht und ließ von Zeit zu Zeit fallen:

„Wart nur Maxl, bis i Meister bin!“

Und der gute Maxl gab freudestrahlend; er brauchte doch nichts, und der Fritzl hatte die Anlagen, die Bedürfnisse, die Gelüste nach allerhand.

Seit er die Mutter Glocke, oder wie es dem Meister gefiel, sie jetzt zu nennen: „Jungfer Kloake“, frech ignorierte und keinen Fuß mehr in ihr Gewölbe, die geheiligte Stätte seiner Geburt, setzte, auf ihre Anrufe und ihre Schimpfereien nicht antwortete, fiel es ihr nicht ein, auch nur einen Pfennig für ihn auszugeben oder sich um ihn zu kümmern, das mochte der Nachbar Kampelmacher tun. Und er tat es wirklich, weil er seinen Spaß an dem Salgenvogel hatte.

„Werd wohl sein Vater sein,“ sagte sich Jungfer Kloake und fühlte sich aller Mutterpflichten freudigst entbunden.

Wäre der Meister nicht eingesprungen, hätte das

ehemalige Dagerl aus der Obstlerleuche buchstäblich in Fexen umhergehen müssen. So machte sich alles herrlich. Vom Meister bekam er die Kleidung, lernte das Handwerk und die Weltweisheit; von der Kuni wurden ihm die Leckerbissen zugesteckt, und durch sie bekam er den ersten Vorgeschmack des Weibes, eine gewisse Präparation zur Liebe; das Geld für Allotria lieferte der Marxl, was hätte ihm fehlen sollen? —

Hier und da empfand er eine Art von Gewissensbissen gegenüber der Glendigkeit und fargen Armseligkeit des hinkenden Marxl. Er beschwichtigte sich aber leicht wieder.

„Für die besseren Menschen sind die geringeren als Futter da,“ sagte er dann etwas direkt darauf zum Marxl.

Davon war der Marxl tief innerlich überzeugt. Er fühlte sich als Futter, und doch schmerzte ihn die Auffassung des Freundes mehr, als dieser ahnte.

Auch die Abstammung, sagte der Meister Jean — Je—an sprach Marxl aus —, könnte nichts daran ändern.

Freilich, er bewunderte gerade diese Art Größe an Fritzl, er wäre auch gern so gewesen; mit süßem Grauen dachte er daran.

Eigentlich phantasierte er viel mehr in den großartigen Klampelmacherslehrling hinein, als in ihm war, denn im Grunde war er der Wissendere. Der Fritzl tat nur so, er war naiv verdorben. Der Marxl dagegen bemerkte dies und das bei den Kunden, hörte viel, was nicht für seine Ohren bestimmt war, wenn er in den Küchen oder in den Korridoren saß und auf sein „Abonnemahnsgehd“ wartete, zuviel zu Hause, wo alles vor ihm verhandelt wurde („Is ner der Marxl da,“ hieß es), wo die Geschwister nicht bloß vor seinen Augen auf die Welt kamen, sondern wo er Vater und

Mutter nächtlicher Weise mit wildklopfendem Herzen, erfüllt von dem Bewußtsein, eine Todsünde zu begehen, belauschte und gar bald den Zusammenhang erriet zwischen seinen schlaflosen Stunden, in denen er von wüsten Vorstellungen und dem heißen Gefühl der Sünde gepeinigt ward und dem Erscheinen eines kleinen Schusterleins.

Er grübelte viel über solche Vorkommnisse, nicht ohne sich in Neugier und Furcht zu zerquälen, daß er sich dieser häßlichen und großen Sünde hingab, die ihn wieder und wieder lockte, so verabscheuenswerth sie ihm auch erschien.

Aus einem ähnlichen Grunde lockte ihn auch die — freilich nur scheinbare — große Verwundtheit Frißls, den er für durchaus wissend und verderbt hielt. Mit drängten sich ihm Fragen, Geständnisse auf die Lippen, aber zu feig und auch wieder zu keusch wartete er lieber darauf, daß Frißl einmal seine ganze Beichte vor ihm ausschütten würde. Außerdem band ihn an den Frißl die gemeinsam verlebte Jugend: er verkörperte ihm das Schönste, was er erlebt, sein Streben aus dem Alltag, seinen Drang nach Höherem, die Hoffnung auf eine lichtere Zukunft; zudem: war denn nicht der Frißl in seinen Augen trotz allem derjenige, der ihn mit in die Höhe reißen konnte, der es versprach und ihn vertröstete?

Konnte er ihm auch manchmal wie der leidenschaftliche Gottseibeiuns erscheinen: wenn er wieder zu ihm sprach wie früher, wenn er von ihren Plänen redete und gut zu ihm war, vergaß er alles und war glücklich, selig wie ein Kind.

Alles hätte er in solchen Augenblicken für ihn opfern, alles hingeben können im Ueberschwang des Gefühls, selbst sein Leben, wenn es der Freund verlangt hätte.

Welcher Schlag für den Armen, Einsamen, als er eines Tages erfuhr, der Frikz sei fort, ganz fort, hinaus in die Fremde! Das hatte er tun können? Er hatte fortgehen können, ohne ein Wort des Abschieds, ohne einen Händedruck für den alten Kameraden?

Der Maxl hatte wohl gewußt, daß die Lehrzeit bald zu Ende sein würde — aber daß er so kalten Herzens sich von ihm wenden konnte, der seine Freund, der ihm bis zuletzt seine sauer verdienten Gröschlein aus der Tasche gezerrt, nein, es wäre ihm doch ein Frevel erschienen, so schlecht von ihm zu denken! Nur einen Augenblick kam's wie eine Erleuchtung über ihn, einen Augenblick nur sah er blitzartig den kleinen schwarzen Teufel vor sich, dann verging die Vision wieder und der schmerzlich bewegte, elegische, müde und enttäuschte Maxl blieb. Er war wie vor den Kopf geschlagen, betäubt, geknickt, hilflos, ohne Halt. Was sollte er denn nun mit sich und seiner Zukunft anfangen, nun der Starke, der Ueberlegene, der Herr seines Schicksals gegangen war?

Nun war alles aus, nun war alles gleich. Er war weich wie Butter in gewärmter Pfanne, man konnte ihn zu allem haben. Der Vater, Pseudovater Schuster, der nun auch gern eine oder mehrere Viertelstunden feierte und sein Gläslein Schnaps gern in Ruhe trank, brachte ihn ohne viele Ueberredung dazu, sich auf den Schusterstuhl zu setzen und einen Schuh regelrecht zwischen die Knie zu nehmen. Von nun an war der Maxl willfährig, roch nach Leder, Pech und Wicse, entsagte den Idealen und allem kühnen Streben und trauerte nur in der Stille seiner Kammer, dort aber mit Nachdruck.



Es gab auch einen, dem die rasche, fast flucht-
ähnliche Reise Frißls hinaus in die Ferne eine Leere
zurückließ, wenn er auch nicht gerade um ihn trauerte
wie Maxl, er ging ihm einfach ab. Das war der
Meister Rampelmacher Jean Kesser. Es wollte ihn
jetzt schier gereuen, daß er die Augen zu gut auf-
gemacht und hinter die geheimen Händel zwischen der
dicken Kuni und dem Frißl gekommen und allzu kräftig
mit Wort und Hand darin gefahren war, so daß der
Frißl, stolz, wie er schon glaubte sein zu müssen, sofort
aus dem Hause ging und ihn mit der dicken lang-
weiligen Kuni, die doch nur aufreizend auf ihn wirkte,
und den anderen ledernen Gesellen allein ließ. Au
dem Galgenvogel hatte man doch seinen Wiß über,
dem hatte man imponieren können, der machte einem
Freude; wie er nur aufpaßte auf alles, der Kerl!
Schon allein, wie er das Wort „Bourgeois“ aussprach:
„Burschowah“, mit welcher Verachtung, wie verstehend,
ganz wie ein Alter! Er konnte mit ihm über die lieben
Mitbürger reden, d. h. der Frißl saß an jedem Abend
mit glänzenden schwarzen Dohlenaugen vor ihm und
hörte zu, wie er seine lieben Mitbürger verschimpfierte,
ja er billigte dies durchaus und hatte eine mächtige
Freude daran.

„Kündige Philister, Pfennigseelen“, anders hieß
er der Frißl nicht mehr, wie der Meister, dem es eine

Befriedigung und Erlösung war, losziehen zu können, ohne daß jemand protestierte, denn die Kleinlichen Verhältnisse drückten ihn und machten ihn wütend. Nun war der kleine Lehrling, der so schön als versöhnender Blizableiter gewirkt hatte, auch fort; es blieb ihm der einzige, den er stets ausgenommen, und bei dem er gern ein angenehm bewegtes „neckisches“ Stündchen zubrachte, der alte Mahn.

Immer von Zeit zu Zeit sprach er in seinem Laden vor, und stets dienerte der Alte vor ihm wie vor einem hochgeehrten Kunden, und stets sagte er: „Was befehlen der Herr Jean Kesser — er sagte „Schohn“ — heut?“

„Was? Darf man so nicht zu dir kommen, alter Erbfeind und Schleicher?“ So oder ähnlich gingen die Reden. „Willst du mir auch die Kreuzer gottsträflicher Weise aus der Tasche locken wie der übrigen Menschheit, alter Blutsauger und Heuchler, der du bist?“

„Gott, Herr Kesser, was reden Sie dann? Natürlich derjenige, der zu Besuch kommt, nur zu Besuch. Aber ich hätt' sehr mühe, den Herrn Schohn, was er gemacht hätt' vor ä turbulent' Szen', wann ich nit hätt' gefragt untertänigst, was er befiehlt, und er hätt' zum erstenmal in sein'm Lebe was gewollt kause von mir!“

„Gut hast du das gemacht, alter Ehylock, gut gestichelt! Aber es hilft dir nig! Ich kauf' doch nig von deinen ranzigen Badenhlitern und zusammengeschnorrten Neuheiten aus dem Alten Testament, wenn du auch den Witz des Handels los hast, du Großhändler!“

„Ach, Herr Kesser, spotten Sie nit; wär' ich gekomme fort wie Sie, hätt' ich gelernt so viel wie Sie, zum wenigste so viel wie Sie!“

„Warum bist du nicht fort? Das auserwählte Volk ist ein Nomadenvolk. Ich sehe aber nig davon.“

Ihr pappt fester wie Pech, wo ein guter Fraß ist. Wie ein Heuschreckenschwarm sind sie über die Länder hergefallen, die Kinder Israels, ausgehungert durch die Wüste."

"Schohn, jetzt schwäche Se Nufinn. Wann sin mir gekomme? Wißt 'r, wann ihr seid gekomme? -- Na also! Und hättet ihr nit gefresse, wann ihr's hätt' richtig verstande? An wem liegt der Schwerpunkt? Grünt nit alles, wo wir sind?"

"Ja, alter Messerweker und Ferkelstecher — still, ich weiß deine verborgenen Laster — es grünt, aber für euch, in euern Sack!"

"Schohn, da spricht der Reid. Machens grad' so. Probiere Se doch amal mit mir ä Geschäft, werden mir sehe, wer zieht de kürzere. Will ich doch sein ä redlicher Mann und werd' mir's sein ä großi Ehr, zu habe den Schohn Messer, der gescheitste Bürger von hier, zu am Kunde."

"Mit Speck fängt man Mäuse, alter abgeseimter Gauner, aber nicht einen mit vielen Wassern gewaschenen Kampelmacher. Schäme dich, Aaron Mahn! Aber du benimmst dich deiner selbst würdig, das muß ich sagen! Wir kennen uns, schweigen wir über unsere Stärken und Schwächen!"

Dann saß der Meister Je—an, wie ihn der Maxl hieß, vielleicht eine Zeitlang ruhig, das Kinn auf den Stock gestützt, und schaute mit seinen lebhaften, kaltblauen Augen im Laden umher, bis er irgendeine Ware gewahrte, die ihm außergewöhnlich erschien und ihn reizte. Dann zuckte es um seine Augen und er begann wieder also:

"Der Mahn, der stammt aus Asien und handelt mit Gewürzen!"

"Aber Herr Messer, Herr Messer, ich handel doch mit

alte Kleider, mit Schuh, mit Hüt, mit Bücher, zu diene!

Noch immer starrte Jean Kesser nach dem Fenster.

„Der Mahn, der stammt aus Asien und handelt mit Gewürzen.“

„Schohn, sin Se still, wann ich Se doch bitt, ich handel mit alte Kleider, mit Schuh und Hüt und Bücher, sin Se m'r still, es kommt à Rund.“

„Der Mahn, der stammt aus Asien und handelt mit Gewürzen,“ fuhr der französische Kampelmacher unbeirrt, nur lauter, fort.

„Herr Kesser, ich muß Se 'nausschmeiße, wenn ich doch zu handle yao' mit dem Herrn, wann Se sind nit ruhig.“

„Wo stammen denn die Spezlerereien her, red' Mann mit der gebogenen, geringelten, geschuckelten und ungebügelten Haar?“

„Sie hanwe Vorschte!“ schrie der alte Mahn in hellem Zorn, „und Se wolle mer ruiniere 's Geschäft. Sehen Se, sehen Se, der Kunde is fort.“

„Weil Sie ihm Stiefel mit verbranntem Leder aufhängen wollten, Sie schamloser Sünder, der hat das so gut gesehen wie ich!“

„Nit wahr is es, weiß Gott, Herr Kesser, Sie hänge m'r Schändlicheite an.“

„Besteh's nur, die Gewürze sind wieder der Lohn deiner geheimen Ferkelstecherei, eine kleine Erkenntlichkeit, wahrscheinlich aus der Oberstadt vom Kaufmann Stettauer —“

„Schweigen Se! Schweigen Se! Ich weiß von nit! Ich stech keine Ferkel ab, Gott der Gerechte, was Sie m'r zumuten!“

„Maul halten! Taisez-vous, sagt der Franzose, daß du es weißt, du lasterhafter alter Mann! Freilich treibst du dieses schwarze, ruchlose und geheime

Gewerbe. Ich will ja heut selber ein Geschäft mit dir machen."

"Wolle Se?! Wolle Se?!" schrie erfreut der alte Aaron und riß sofort dienstbesonnen die Türe des Nebenimmers auf, die mit dem roten Vorhang verhüllt war, die Türe ins Allerheiligste, wo auf einem hohen Drehsessel das Rosinchen thronte, die wißbegierige Nase fleißig und tief in das Kontobuch getaucht, daß man nur ein paar Lödchens oben heraus stehen sah, da wo der Foliant endete.

"Jetzt hab' ich dich überlistet, alter Filou," drohte lachend in der besten Laune der „gescheiteste Bürger von hier".

Als das Rosinchen sah, daß der Vater einen Kunden brachte, grüßte es sehr freundlich, drehte mit unheimlicher Eile den Drehsessel rundum — es hatte Übung darin, und es machte ihm noch immer Spaß —, bis er so niedrig war, daß es nur einen kleinen Gupf zu tun hatte, um auf den Boden zu gelangen. Diesen Gupf tat es, knickte dann und verschwand im Laden.

"Schön ist sie nicht und hinten tut sie auch," sagte der Kämpelmacher mit sehr nachdenklicher Miene, ganz wie, wenn er erst durch langes Studium zu diesem Resultat gekommen wäre. Er sagte das aber jedesmal, so oft er des Chlonnenschlärhlchens ansichtig wurde, weil er wußte, daß er den alten Nahm damit ärgerte. Und sofort erwiderte der, ganz wie immer: „Was scheen! Was geb ich for die Scheenheit! Geld hat se und en aparte Kopp. Hinkt se mit 'm Kopp? — Nee, da hinkt se nit, und des is die Hauptsach. Deine is scheen wie ä weißer Mehlwurm" — vor lauter Eifer sagte er „du" —, „aber sie hinkt mit 'm Kopp, sie hinkt arg mit 'm Kopp. Von dir hat sie 'n nit."

Und dann gingen sie friedlich und einig an ihr Geschäft, während das Rosinchen den Laden besorgte und

darüber wachte, daß niemand ins Hinterzimmer drang, wo zwischen aufgestapelten Schachteln, zusammengepferchten alten Kleidern und geschmierten Stiefeln, die in Reih und Glied standen, eine juristische Frage erörtert werden sollte.

Daß die eine Kniffliche war, bedurfte keiner weiteren Erwägung von seiten des Chlonnenchltrählechs. Der Herr Kesser, der war ein Geriebener, das merkte sie an dem Respekt, mit dem der Date von ihm redete. Von allen anderen Beuten sprach er mit Hohn und, ganz im Gegensatz zu seinem respektvollen Benehmen im Geschäft, durchaus „despektierlich“, verachtungsvoll und böshaft. Wenn der Kesser nicht recht wußte, was tun, durfte sich der Alte auf die Füße stellen, das war eine Ehrensache für ihn! Aber von vornherein war es ja zweifellos, daß der Alte etwas herauszutüfteln wußte. Alle Kniffe und Schliche hatte er los, und außerdem war's ihm eine Mordsfreude, ja ein spezielles Vergnügen, jemanden auf den Leim zu locken und übertölpeln zu können.

Besonders wenn er einem Advokaten ein Schnippchen schlagen konnte!

Sein scharfer Verstand brachte ihm eine Menge Kunden, die neben dem Handel noch einen guten Rat in gewichtigen Dingen des Lebens, besonders in juristischen Sachen, von ihm erwischen wollten.

Seine Lebensweisheit erschiene zwar bei näherer Betrachtung erheblich verhoht, meinte der Kampelmacher:

„Deine Weisheit ist ranzig und muffig wie der Geruch deines Badens,“ sagte Jean Kesser. Doch war es den Alten mit seiner scharfsichtigen Bosheit, die er grinzend und händereibend von sich gab, mit seinem unermüdlischen Herumschnüffeln an einer Sache schon oft gelungen, der heiligen Justitia ein Schnippchen zu

schlagen. Für solche Dienste begehrte er nichts, dafür wollte er kein Geld haben — höchstens Gewürze aus Asien und dergleichen. Denn das war sein Stolz, sein Sport, seine Erholung, sein Steckenpferd, ein Ding, dem er, Geld ausgenommen, all seine Leidenschaft liebte.

Dabei kam das Geschäft nicht zu kurz, im Gegenteil, dabei florirte der Laden, denn es fiel kaum einem ein, das Haus Wahn, wo er sich Rats erholte, zu verlassen, ohne einen Kauf gemacht zu haben. Er schaute dann nicht so ganz genau und peinlich aufs Geschäft, und das Rosinchen hatte bei solchen Gelegenheiten schon allerlei Vadenhütendes und Anrühiges fortzupraktizieren verstanden. So weit war das gut und das Ehlonnenchträhliche sympathisierte sehr mit dieser Seite der väterlichen Thätigkeit, nur war ihm hier und da der Uebereifer zu viel; es wollte ihm scheinen, als seien Anzeichen da, daß der Date (später sagte es stets „Babe“) das Geschäft zu unwichtig und das Nebengeschäft zu wichtig zu nehmen anfing, es war fast wie eine Manie und machte sie unruhig. Auch heute dauerte die Sache ganz unglaublich lang und das Rosinchen neigte einigemal den „Klopp“ gegen die Thür des Nebenzimmers, besorgt, es könne sich um allzu wichtige und deshalb aussichtslose Dinge handeln.

Was sie hörte, beruhigte sie aber gänzlich. Wenn es sich um sonst nichts drehte, als um den Vehrjungen, der fortgelaufen war! Um das Gezeiter der dicken Mutter Glocke, die den Meister Kesser verklagt hatte, weil er den Buben verdorben hätte, weil er ihn nicht überwacht, weil er ihn von ihr abgezogen hätte! Wie wenn der Fraß nicht schon von Kindesbeinen an in Grund und Boden hinein verdorben gewesen wäre! Mit Ingrimme dachte sie noch der Groschen, die er,

damals schon ausgeschämt und raffiniert, ihr abgeknöpft hatte! Das war der Mühe wert, daß die dicke Obstlerin sich auf einmal besann, daß sie seine Mutter sei, und Kadau schlug, daß er hätte entwischen müssen wegen schlechter Behandlung!

Wie wenn ihre Behandlung so zart und innig gewesen wäre. Das war doch stadtbekannt! Und wieder neigte sie den Kopf mit dem noch immer unheimlich straff gespannten und pomadigierten Scheitel der Tär zu. Nun lachten sie. Das ging über die schöne Kuni, den weißen Mehlwurm, wie der Bube sie nannte. Es war eine reine und ungetrübte Freude, die Schandtaten dieses über alle Maßen verliebten Frauenzimmers zu hören, das in der Töchterchule schon in seinem zwölften Jahr mit Liebeleien begonnen, und das über sie, das Rosinche, zu witzeln gewagt hatte, die im kleinen Finger mehr Grüße hatte, als dieses dicke Ungetüm in seinem ganzen vernagelten, blöden Kopf!

Diesen Ausbund aller Schändlichkeiten, diesen frechen Behrjungen, den Friß Glocke, hatte sie zu Liebesgängen benutzt und hatte ihm die Taschen mit Lederbissen vollgesteckt, die sie im eigenen Hause gestohlen hatte! Was denn noch? Am Ende hatte sie diesen grünen Kragen auch noch verführen wollen — psui Teufel! Wer weiß, ob Mutter Glocke gar so unrecht hatte!

Aber gut war's doch, daß der kleine trummbeinige Gauner fort war, der wäre bei seiner stadtbekanntem Findigkeit imstande gewesen, der dicken Kuni noch mehr Gimpel ins Netz zu treiben! Wie wenn sowieso nicht schon genug an ihrem Veimrütlein säßen! Psful!

Das Rosinchen war ganz von Bitterkeit und Verachtung erfüllt, wenn es an die schöne Kuni dachte, die auch die Seladone anspannte, die andere Leute

gern für sich gehabt hätten! Wenn das mit realen Dingen züging! —

Sie wünschte den scheidenden Herrn Kesser augenzwinkernd einen „guten Verlauf“ und sagte: „Gut, daß der wünschte Kerl fort und unschädlich gemacht is, der is nit zu unterschätze, der hat Qualitáte!“, wozu der Meister Jean Kesser ernsthaft und beipflichtend nickte.

Jawohl hatte er Qualitáte und auch seine Tätigkeit für die schöne Runi war nicht zu übersehen. Wer konnte denn da noch konkurrieren? Schön war sie, dick war sie, reich war sie auch, und konnte diesen abgebrühten Liebesboten, der mit allen Schlichen und Kränken vertraut war, stellen — dagegen sie — allerdings, wenn's auf den Geist ankam, stellte sie ihren Mann, und wer weiß, ob ihr Sack Geld nicht schwerer wog als der der Runi, wenn die auch mehr Staat machte. Aber eben das zog, das zog! Unwillig schlug das Ehlonnenchlträhle auf die Ladentheke. Waren nicht schon ein Paar, die gerade angefangen hatten, ihre süßen Augen nach Feierabend zu bemerken oder ihr nach Ladenschluß selbst süße Augen zu machen, ganz plötzlich abgeschwenkt und ins Lager Runi Kessers übergegangen? Warum?

Sogar der krumme Zeitungsjunge, der Maxl, wurde puterrot, wenn er nur den Namen Runi hörte, und wie er sich neulich anstellte, als der schöne weiße Mehlwurm draußen vorbeiging!

Da vergaß er ganz, der Tölpel, daß er sich sonst gern mit ihr unterhielt und ihr sogar schon — natürlich in seiner schüchternen Art — Komplimente über ihre Gescheitheit gemacht hatte!

Das Rosinchen seufzte tief auf. Die Erkenntnis dämmerte langsam in ihr auf, daß sie doch eigentlich mehr für den Kops und die schöne Runi mehr fürs

Herz, d. h. für die eigentliche Liebe geartet sei. Doch was schadete das?

Dem Rosinchen galt doch, so sagte es sich vor, der Kopf mehr. Trotzdem seufzte es wieder tief und lange. Die ersten Enttäuschungen lagen hinter ihm und ein paarmal schon hatte es eine große Liebe begraben müssen.

Ehrfürchtig und tiefen Staunens voll über ihre Bildung waren die Verehrer genagt und hatten durch ihre zarte und zugleich glühende Art Rosinchens Liebe lichterloh entfacht. Dann ganz plötzlich, nie wußte sie warum — war sie vielleicht noch nicht zärtlich, noch nicht glühend genug gewesen? — hatten sie sie fallen lassen, nicht einmal mehr gegrüßt, ja höhnisch ausgelacht! Sie war in dem Stadium, sich einen kleinen Haß gegen die Männerwelt, insbesondere gegen die Studierende, beizulegen, aber es wollte nicht recht geraten. Ein paar verliebte Blicke, eine verstohlen zugeworfene Rußhand brachten ihre Gefühle ungemein rasch wieder auf den Siedepunkt. Nur hielten sie sich nicht so heiß, denn irgendwoher kam dann stets eine kalte Dusche, meistens von seiten der schönen Kuni.

„Ich glaub gar, du meinst, die dick' Kuni, der weiße Mehlwurm is die Allerjönst!“ höhnte sie am nächsten Morgen nach des Vater Rampelmachers Besuch den hinkenden Maxl.

Doch der schüttelte nur traurig und verlegen den Kopf. Was war denn überhaupt mit dem Bub'n? Der redete ja gar nichts mehr, der lachte nicht mehr in der letzten Zeit, der war ganz verstimmt.

„Häsch! Sehnsucht nach 'm Fritzl oder bist du verliebt?“ neckte sie ihn. Doch Maxl schluckte nur, wie wenn er das Schwere gar nicht herausbrächte.

„Ich glaub gar, du häsch! Sehnsucht! Sei doch froh, daß er fort is, der Gauner, der hätt' dich verdorbe,

wann was an dir zu verderbe wär! Du willst a nix schaffen! Setz dich hin und mach ordentlich Schuh, is a'scheiter; dein Vater kann so nix, die Letzste haben mich gepeßt. Nachher vergißt du auch die Posse, Lieb' und so was, des is nix für euereins!"

Das Rosinchen hatte gut reden. Es war nicht so leicht, einen Fritzl zu vergessen, noch weniger leicht die schöne Runi, und am allerwenigsten leicht war es, das Schusterhandwerk zu lernen, besonders wenn man keine überschwänglichen Talente dazu und gleich gar keine Lust hatte.

„Er is und bleibt a Pazer,“ meinte Stiefpapa Ruieriem, „ner van Fleck wenn er grad außs Loch setzen kannt!“

Aber nicht einmal das brachte er zusammen. Wenn er eine Stunde oder gar ein paar Stunden lang gearbeitet, das große melancholische Maul offen, vor willigem Eifer nicht aufschauend, das lange, schmale edige Kinn tief über eine Sohle gebückt, ohne Unterbrechung hämmernd und allen Kummer mit hinein-hämmernd, saß als Ordnung des Fleißes der Flicken gewöhnlich neben dem „Z'riß“; eine wichtigere Arbeit vertraute man ihm ohnehin nicht an. Da gab es Kopfnüsse vom Alten, bis die Mutter, weicheren Gemüths und stets durch irgendein zu erwartendes Ereignis elegischer gestimmt, den Nagl wegriß mit der Entschuldigung für ihn: „Wenn er halt koan Freid dazu hat!“

Sie hatte bei aller fehlgeschlagenen Hoffnung sich doch ein gewisses Gefühl der Bewunderung für Maxl bewahrt, fühlte sogar Scheu vor ihm. Er war einmal anders wie die anderen, gewiß, und wenn er auch kein Baron hatte werden dürfen, warum konnte er denn kein Studierter werden? Von ihr aus schon. Aber der Vater wollte ja nicht. Ihretwegen konnte

er sie auslachen, sie war überzeugt, daß etwas „Gytrigs“ in Maxl war, das ließ sie sich einmal nicht abstreiten! Sie hätte wohl alles für ihn ausgefochten, wenn sie nicht auf der einen Seite zu resigniert gewesen wäre und auf der anderen Seite eingesehen hätte, daß ein Bündel Kinder da waren, die notwendig das Geld von dem Baron gebrauchen konnten, und an die in stillschweigender Uebereinkunft die Monatsrate mit übergang.

Der Maxl zerbrach sich in mancher schlaflosen Nacht den Kopf, wo eigentlich sein Geld hinkäme, wie er es für sich bekommen könne, überhaupt, was aus ihm werden solle. Wandern konnte er nicht, wie der Frißl es kurzerhand getan, auch auf Handwerk reisen ging nicht, er hatte ja keines los. So mußte er wohl Zeitungsjunge und Kuhhirt bleiben, wenn der Himmel nicht ein Einsehen hatte.

Und er hatte ein Einsehen; er schickte gerade den Frißl wieder zurück zu einer Zeit, wo der arme Maxl sehr unglücklich war. In seinem Beruf als Zeitungsjunge wurde er schon ganz erheblich verdunkelt durch den jungen Bruder, der ihn schon geraume Zeit unterstützte. Die Unterstützung war so kräftig, daß der Maxl zum bloßen Schemen herabsank. Der Bruder war größer, frisch, stets wohlgenut, gleich ganz der Mutter in jüngeren Jahren und pfiff und lachte und schwächte den ganzen Tag. Dumm war er wie Bohnenstroh, aber hübsch; da mußte der Maxl freilich zurückstehen! Alle Kunden machten enttäuschte Gesichter, wenn er draußen stand und nicht der fidele Karl, und wenn er noch so höflich war. Das tat weh, das wurmte ihn, das ließ ihn nicht fröhlich werden.

Doch gab es eines, das ihn wieder tröstete, und darüber wachte er eifersüchtig: das Interesse und die Teilnahme, nein, die Würdigung seiner Person, die

er sich bei einigen Kunden erworben. Das waren solche, die den Bruder übersahen, sich aber mit ihm beschäftigten, die ihm Tropfen der Wärme und Anerkennung gaben, wonach seine Seele lechzte.

Da war vor allem der Herr Mahn, der erste Gönner, dann auch der Meister Je—an Kesser, der sehr schwer zu behandeln war, auch sein alter Lehrer aus der Sonntagschule und seit kurzem ein junger Geistlicher. Alle vier, jeder in seiner Art, knüpften Gespräche mit dem Maxl an, größtenteils über den Inhalt der Zeitungen, denn Maxl war ein eifriger Zeitungsleser und die Politik — zu jener Zeit das neue Deutsche Reich und der „Bismarck“ insbesondere interessierten ungemein: Politik und Vaterland —, wenn er nur immer Auswege aus den Wirren gefunden hätte!

Kam er zu Herrn Mahn, so sagte der so, und kam er zum Herrn Kaplan, so sagte der ganz anders. Der Herr Lehrer meinte, er verstünde das doch nicht, und der Kesser ließ sich wiederholen, was die anderen drei gesagt, und lachte sie dann alle drei aus.

In politischen Dingen wandte er sich daher am liebsten an den Herrn Mahn, der ihn fast für voll nahm und sich keine Gelegenheit entgehen ließ, dem Zeitungsjungen in Wichtigkeit und Würde zu imponieren. Ja, der Maxl hatte schon des öfteren in das Aeneas Heiligtum eintreten und hatte dort sich setzen und mit dem Herrn Mahn disputieren dürfen. Alle politischen Gesinnungen z. B., die dieser nicht direkt an den Mann — in diesem Fall an den Herrn Kesser — sich zu bringen getraute, mußten durch den Maxl zu dem französischen Kampfmacher gebracht werden. „Sag's auch dem Meister Kesser,“ rief gewöhnlich der Herr Mahn noch augenzwinkernd nach.

Der Herr Mahn war nämlich ein ganz fanatischer Bismarck-Verehrer, der Herr Kesser als Halbfranzose stand der Verehrung sehr skeptisch gegenüber, und der Maxl, treu der Schule des Herrn Kaplan, haßte ihn wie die Pest, wenn er auch in seinen tiefften Tiefen, zwar mit Grauen, aber dennoch, der Verehrung zustimmen mußte.

„Der ist das böse Prinzip für Bayern,“ sagte der Herr Kaplan, „der wird alles zusammen in unserem schönen Bayern auffressen, das Geld, die Kirchen, die Fürsten und unser Gemüt.“

„Herrgott, wann er's norr fresset eure Kirchen und eure Delgöhen von Pfaffen dazu, und euer Gemüt erst recht. Ihr werd't so noch zu würge hanwe dran, wann ihr's alleen 'nunter bringe wollt.“

„Herr Mahn, ich sag's Ihnen, der ist der Antichrist.“

„Maxl, du bist ä annehmbarer Bursch sonst, aber in der letzte Zeit riechst du nach Weihrauch und des kann ich nit rieche!“

„Herr Mahn, Sie werden noch an mich denken, warten S' nur, wenn es zu spät ist, wann unser schönes Land Bayern verwüstet und gefressen ist; sagen S' nur, ich hätt's g'sagt.“

„Maxl, du hascht ja kein Standpunkt, du bist ä Pfaffenknecht, merk ich, und ä rechtes Entwicklungshindernis, du und dein Kaplan erscht recht. Das soll auf euch komme: ihr verwüstet das Land Bayern, ihr ruiniert's, ihr arbeitet dem größte Mann unjeres Jahrhunderts entgegen, du, ja du! Was wirst du d'r ämal Vorwürf mache, du siechsch't ein, später, ich weilt', du siechsch't's ein!“

Und er entwarf ihm ein Bild des großen und gewaltigen Mannes, daß der Maxl im Innersten gepackt voller Bewunderung und Scheu und doch voller

Grausen zuhörte. Ganz wie beim Frißl, dachte er sich; den hatte er auch geschaut und doch nicht von ihm los kommen können, ihn gehaßt und doch wieder war er an ihm gehangen. Und genau, wie es ihn zwang, obwohl er es nicht gewollt, beim Herrn Kaplan vom „Bismarck“ zu reden, mußte er beim Herrn Kesser vom Frißl anfangen.

„Halte deine Seele rein, unterliege nicht den Versuchungen und den listigen Reden, den gleichnerischen, die dir glatt eingehen und dich doch vergiften, hasse den Verderber unseres Vaterlandes, den Vernichter unserer heiligen Religion, höre nicht auf den Versucher und bleibe stark. Der Mann, dessen Namen ich nicht nennen will, ist wie die Schlange in dem gleißenden Gewande und säet Verderben. Laß dich nicht bestechen.“ So der Kaplan.

Also ihn und her gerissen kam er dann zum Herrn Kesser, und da war's der Frißl, der ihn zum Reden zwang, denn den Bismarck hatte der Herr Kesser sehr bald abgetan.

„Voyons, es wird nicht zu lang dauern, die Glorie mit dem neuen großen Deutschen Reich und dem großen mächtigen Kanzler, nachher sitzen wir gleich wieder in der Tinte oder im Dred. Ich kenn ja meine Deutschen, ich kenn ja meine Bayern! Laß nur den Herrn Mahn tanzen vor Freude, er schreit schon noch einmal Zeter und Mordio, wenn's an die Steuern geht usw. usw., was bei der G'schicht zulezt doch 'rauskommt, sag ich und das todsicher! Wenn der ärgste Kummel vorbei ist, nachher wollen wir wieder reden, das dicke Ende kommt schon nach. Deswegen brauchst du aber nicht zu meinen, ich halt zu deinen Schwarzröden, die ganz Bayern am liebsten mit ihren Rutten zugedeckt hätten, damit ja kein Licht hereinkommt und alles schön dumpf und

dumm beieinander bleibt; von der Sort mag ich nig wissen, parbleu, die brauchst mich keiner kennenzulernen."

Der Maxl schaute ihn nachdenklich und immer nachdenklicher an:

„Was würde denn der Frißl zu dem allen sagen?“

„Der Frißl? Was red'st denn vom Frißl? Was brauchst denn alleweil vom Frißl z'reden? Ich will nig hören vom Frißl. 'n ganzen Tag hört man vom Frißl, kein Aufhörens is, zu Tod möchst dich ärgern. Eine dumme freche Kanaille ist er gewesen, ein Galgenvogel, sei still von ihm, er soll fortbleiben, fort soll er bleiben, meinetswegen dort, wo der Pfeffer wächst.“

Wäre der Maxl nur ein besserer Menschenkenner gewesen, hätte er sich die Aufregung und das ungewohnte Wesen des französischen Rampelmachers schon richtig gedeutet; so aber fürchtete er sich vor dem Mann, der förmlich tobte und dessen Gesichtsfarbe ganz blaurot wurde, und schlich sich verzagt und bedrückt fort. Nein, der Meister würde den Frißl nie wieder rufen! Hätte er nur geahnt, wie gern der Alte den fixen frechen Lehrbuben wieder dagehabt hätte! Es freut ihn ja die ganze Zeit nicht mehr, ihm ging er ab, und der Kuni ging er auch ab, das konnte ja ein Blinder sehen! Schließlich war es auch kein so fürchterliches Verbrechen, daß er den Liebesboten der verliebten Kuni gemacht; die war schuld, niemand sonst wie die. Und bei jeder Gelegenheit fiel er über sie her, sie hatte den Frißl so schlecht gemacht, sie hatte ihn abgerichtet, wegen ihr hatte er s'ert gemußt, sie war schuld an allem, und „wer weiß denn, wie's dem armen Teufel jezt geht, und wo er ist?“ schrie er die verdutzte Kuni an, die sich die Sache nicht ganz zurechtlegen konnte. So viel

Schlaueit besaß sie aber doch, halb schüchtern, halb willfährig zu tun, um den Alten zu besänftigen, der sie in der letzten Zeit schon behandelte, daß es nicht mehr schön war!

„Ich weiß, wo er is, ich schreib ihm, wennst meinst.“ (Ihr lag ja nicht allzuviel am Frikzl, obwohl er ein sehr brauchbarer und gewandter Diebesbote geworden und geschwiegen hatte wie das Grab.)

„Nach was du willst, Kamell“ schrie der Meister und schmiß dröhnend die Tür hinter sich zu, als ob er im allerhöchsten Zorn wäre.

So kam der Frikzl wieder ins Haus. Der Frikzl, gereift, der würdige Frikzl, der erfahrene Frikzl, der Frikzl, der einen Anflug von Schnurrbart hatte, und der tat, als erweise er dem Hause Messer eine Gnade. Der Meister brumnte ihn zwar an und ließ ihm nicht die Ehre widerfahren, sich erzählen zu lassen, wie es ihm gegangen, aber der Frikzl war ein besserer Psychologe als der arme hinkende Maxl; er wußte genau, wer ihn eigentlich wieder hatte haben wollen, und da er weder Schüchternheit noch Empfindlichkeit kannte, trat er mit Sicherheit im Hause auf. Besonders der schönen Kuni suchte er zu imponieren. Keine Rede davon, daß sie ihn etwa hätte als Träger für ihre Botschaften verwenden können! Das getraute sie sich nicht mehr, er war für sie ein anderer geworden. Alle Tage gab er ihr Gelegenheit, ihn anzustarren — ihre Beziehungen wurden nach und nach wesentlich andere.

Auch der Maxl, der ganz erschrocken war vor Glück, daß der vielgeliebte Freund wieder gekommen, getraute sich nicht mehr wie sonst, dem Frikzl alles zu verraten. Besonders wenn sie auf die Politik kamen, ließ er den anderen nicht gern in die „Tiefen seiner Seele“ blicken. Für Politik hatte der Frikzl nur ein Ahselzucken. „Deutschland? — Der gewesene Krieg?

und gar der Bismarck? — Wer fragt denn danach draußen? Des san Bagadelln," er sprach jetzt nur ausnahmsweise Dialekt, — „ist ja alles schon längst vorbei!"

Wo das „draußen" eigentlich lag und was er unter dem „draußen" eigentlich verstand, verschwieg er hartnäckig und mit abweisender Ueberlegenheit, wenn der Marx etwa gar fragen wollte.

Dagegen ließ er sich herab, dem Kameraden die Abgründe seines Busens zu entschleiern. Zum Beispiel: „Ich verleugne ja meine chère mère; siehst, das ist mir ein Mordspäsir, so an ihrem Ständerl vorbeizugehen, die Nase in der Luft, und einen Gassenhauer zu pfeifen. Ich bin einmal so großartig angelegt!"

Sehr kalt und von oben herab, mit Kennermiene seine Zigarette rauchend, meinte er auch: „Siehst du, mein Braver, mein Ehrgeiz ist, Lump zu werden und über eure wohlgeordnete kleine Welt zu triumphieren."

„Wie der Bismarck!" dachte der Marx. Grausig, richtig grausig war's, und es überlief ihn kalt, und doch war es schön!

Der Frihl sah wohl die Wirkung auf den armen Krüppel, um so mehr stachelte es ihn an, ihm doienweise von seiner „Verruchtheit" einzugeben, ihn auf jede Weise zu konsternieren, irr und wirt zu machen, und trieb es so weit, daß der Marx beinahe vor Abscheu entflohen wäre.

Denn er ließ Weibergeschichten hereinspielen — Erfahrungen mit Weibern in der Fremde — ganz nonchalant, ganz Weltmann brachte er das vor, natürlich sprach er auch von des Meisters Töchterlein, der weißen, schönen und begehrlichen Kuni. Der Marx wolt' sich erstaunen? Oder gar entrüsten? Was gab's denn da sich zu erstaunen? Was gab's denn da sich zu entrüsten? Eine ganz selbstverständliche Sache!

Der Alte war ihr hinter zu viel Schliche gekommen und hielt sie an der Kette, keinen Schritt kam sie aus dem Haus. Aber er war doch da, er. Und ein Esel wäre er gewesen, wenn — oder etwa nicht?

Das rieb er mit einem verschmizten und zynischen Lachen, dabei mit einem bedauerlichen Senken der Mundwinkel dem Unerfahrenen unter die Nase, der am ganzen Körper zitterte wie unter Geißelhieben — des Meisters Tochter? — die schöne Kuni? —

Das machte ihm schwerer zu schaffen, als der Frikzl nur ahnen konnte!

Die Kuni, und die Dicken überhaupt, spukten in seinen Träumen, erregten die allersündhaftesten Gedanken in ihm, Gedanken, die er verabscheute, und die er haßte er verehrte doch die schöne Kumpelmacherin, er hielt diese Liebe wie ein Heiligtum und hätte es nie gewagt, sich auch nur durch einen Blick zu vertragen — und trotzdem —

Aber dieser Frikzl! — — —

Seit die Note „Weib“ und die spezielle Note „Kuni“ angeschlagen war, bekamen die Zusammenkünfte mit Frikzl, die freilich spärlich genug waren, eine Art infernalischer Anziehungskraft für ihn. Gewissenbisse folgten regelmäßig und ihnen schwere Nächte und viele, viele heiße Tränen, und der Maxl mied den Herrn Kaplan, und die Politik und das für ihn noch immer neugebackene Deutsche Reich mitsamt dem Bismarck, und die Unterredungen mit dem Herrn Mahn kamen total in den Hintergrund, ja der Maxl kniff aus, wenn der Herr Mahn ihn je stellen wollte.

Kopfschüttelnd meinte der alte Jude: „Er is ja meschugge, der Maxl!“

Auch dem Herrn Je—an Kesser hielt er nicht stand; scheu und bedrückt schlich er um den herum und fühlte sich als Mitwisser des schrecklichen Geheimnisses. Wie

Wünste er ihm denn in die Augen schauen? War er nicht beinahe ebenso schlecht wie der Frikzl? Und wenn nicht alles krog, der Alte wußte etwas, der Alte wußte etwas! —

Warum wäre denn von Tag zu Tag sein Blick finsterer und unruhiger geworden? — Und warum sah denn keiner mehr die schöne Kuni? Und ihn selbst, den Meister, auch nicht? Er lief ja nur im Hause herum, er kam ja kaum über die Schwelle!

Und eines Tages packte er den Maxl am Arm und schrie ihn an, mit einem vor Wut kirschroten Gesicht: „Wo ist er, dein sauberer Kamerad? He? Wo ist er?“ —

Dem Maxl wurde gleich eiskalt und alle Sünden fielen ihm ein. Er hatte den Frikzl ja selbst eine ganze Woche lang nicht gesehen! Er brachte kein Wort heraus.

„Fort ist er, die Kanaille, fortgeschafft hab' ich ihn, den Dieb, den Nichtsnuß, den Schleicher, den Galgenvogel! Was machst du denn für ein Gesicht? Willst du auch heulen und schreien um das Früchtel, wie die da droben! Geh nauf zu ihr und heult zusammen! Pfui Teufel!“ Und schlug die Thür zu, ließ den erschrockenen und verzagten Maxl mit seinem Schmerz und seinen Zeitungen stehen. —

Nun kamen Tage und Wochen, wo der Meister Je—an jeden Tag im Laden des alten Mahn zu finden war. Er konnte sich ja nicht anders mehr helfen. Irgendwo mußte er seinen Ingrimm ausleeren, irgendwen mußte er haben, der ihn reden ließ und sich nicht seiner Demütigung freute. Denn er war doch im Grunde der Blamierte. Die zwei hatten ihn angeführt, daß es eine Art hatte.

„Nie hätt' ich gedacht, daß die Kanaille (damit war von nun an stets der Frikzl gemeint) so dumm wäre, so was im Haus anzufangen! Und das ist meine

Schuld, alter schlauer Gebräuer, der nun über mich schmunzelt, ist das nicht blamabel? Die elende Kreatur triumphiert über mich! Dabei hat sich doch die Kanaille alle Chancen verdorben! Borné, borné! Ich sag's ja! Und diese Kuni! Auch da hab' ich mich verrechnet. Dieser elegische Fettloß, diese unbewegliche Maschine! Es ist zu blödsinnig! Ich hab' gemeint, schieb ihr ein Riegerl vor, laß sie nicht fort, behalte sie im Aug, das Ganze ist eine Backsiichverliebtheit, mehr bringt die nicht zustand, die hat das Temperament der Mutter, das heißt eigentlich kein Temperament — ja! Prost Mahlzeit! Weil kein anderer erreichbar war, hat sie sich mit dieser elenden Spezies der Männlichkeit eingelassen. Und wie eingelassen, Mahn! Sie heult, sie schreit, sie brüllt: Und grad'n Frißl will i, und der Frißl muß her, und du schaffst'n Frißl wieder her, und ob er schön is oder net, is gleich, er is mei Frißl, und her muß er! Mahn, ist das nicht schauderhaft und eine ganz gemeine Niederlage, wenn man sich so irrt, noch dazu in einem so ganz gewöhnlichen Frauenzimmer? Sie stampft mit den Füßen, sie bockt und redet kein Wort, sie tobt zur Abwechslung, sie dreht den Kopf herum, wenn sie mich sieht, das macht mich ganz verrückt, hätten Sie das dem Fettloß zugetraut?"

Und der alte Aaron schüttelte den Kopf, obwohl er im stillen dachte: jawohl hab' ich's deinem schönen weißen Mehlwurm zugetraut! Was sollte er denn den Meister Kampelmacher in seinem ersten Schmerz gar zu sehr reizen? Er war ja ganz verändert! Ganz kopfscheu und wunderlich war er geworden. Er bewachte die dicke Kuni wie ein Kettenhund, kaum daß er sich über die Schwelle traute.

„Das ‚cherie-erl‘ wird bald lamperlstromm werden.“ sagte er einmal zum alten Aaron in seinem ingrimmig spöttischen Ton, halb französisch, halb oberpfälzisch.

„Doch trotz des „Camperlfrommseins“ gab er sein Bewachungssystem nicht auf. Die ganze Stadt lachte ihn aus, aber er merkte es nicht. Den Wächter zu spielen, machte ihn vollständig kaputt. War denn das ein Beruf für einen Mann, ein liebestolles Mädel zu hüten? Und gerade wie er es anstellte, das machte ihn komisch, er paßte gar nicht mehr auf die Kunden im Laden auf, und vor lauter Zuhausehocken wurde er krank.“

Sogar der alte Aaron erlaubte sich nun, sich für die früher erhaltenen Stiche rächend, Bemerkungen, die nicht gerade feinsüßlich, wenn auch immerhin treffend waren.

„No, hinkt se noch im Kopf?“ frug er vertraulich, „ich mein' als, sie hinkt noch wo ganz anderscht; meine hinkt immer noch uff zwee Been.“

Und das ließ sich der französische Kampelmacher jetzt sagen!

Er mußte wirklich nicht gesund sein oder so apathisch, daß ihm alles gleich war. Das Geschäft ging nicht und interessierte ihn nicht. Gesellen kamen und Gesellen gingen, und oft hatte er überhaupt keinen.

„Ist mir alles eins, sagte er zum alten Aaron.

„Jee—an — Jee—an, Sie müsse sich aufrapple, so a alter Menschenverächter!“ suchte ihn der Date wieder aufzurütteln. Aber nichts half, er war und blieb so, und eigentlich hatte der Aaron jetzt Oberwasser. Nur lohnte sich's kaum mehr. Der alte Kampelmacher war nicht einmal ein schwacher Schein von dem, was er früher gewesen.

„Aaron, passen Sie gut auf's Rosinchen auf! Wenn sie auch knipperl-knappt, wissen Sie, in Gefühlsfachen da gib't's kein Knipperl-knapp, die Lieb', das ist eine undefinierbare Affäre, da kann's trotzdem glatt gehen,“ sagte er einmal.

Der alte Mahn schüttelte den Kopf. Der französische

Meister gefiel ihm gar nicht, er dachte nur mehr an solche Sachen. Und wie grau und verfallen er aussah. Er schaute ihm beim Heimgehen nach. So oft sie sich auch stritten in der letzten Zeit und sich früher gezannt und gehöhnt, und so schwer er oft die Verachtung getragen und die bitteren Worte gefühlt hatte — jetzt überkam ihn ein echt menschlicher Zug. Er lief dem Manne nach, der so gebeugt seinem öden Hause zugin, er wollte ihm sagen: „Sib acht auf dich, du bist krank, halte dich, schone dich, denk an dich!“ aber er brachte es nicht über die Lippen, er schämte sich und sagte nur:

„Kommen Sie ja bald wieder und halte Sie sich gut!“

Am nächsten Tage war der Kampelmacher schwer krank und in einer Woche tot.

Und prompt nach seinem Begräbnis tauchte der idealste aller Kampelmachergesellen, der Frikzl, nach mehrjähriger Abwesenheit wieder auf. Dieser erstaunliche Rapport setzte sogar die allerschwerfälligsten Menschenkinder in ein pissiges Erstaunen, und als er als „Leiter des Geschäftes“ auftrat, sagten sie schmunzelnd: „Haha!“ und allerlei Reden gingen.

Doch der Kampelmacherfrikzl, jetziger wohlbestellter Geschäftsführer, schritt lächelnd durch den Sumpf der trüben Reden und erhob sich mit einem Hinaufziehen seiner roten Nase und einem verächtlichen Schnauben über all die üblen Dünste.

Er kam mit Errungenschaften zurück, er konnte Erfahrungen aufweisen, sacrebleu! Er würde schon einen anderen Schmiß in das Geschäft bringen! Wenn das nicht im Triumph einziehen hieß in die Stadt der Philister!

Sie schimpften? — Wenn sie nur noch mehr geschimpft hätten! Sie schimpften ja viel zu wenig! Wenn

ſie nur alles von ihm gewußt hätten! Er konnte es doch nicht auf dem Marktplatz ausposaunen laſſen!

Die durchaus einfachen und durchſichtigen Beziehungen zu dem Fräulein Meißterin waren doch nicht der Mühe wert, daß man ſeinen Namen in den Mund nahm! Man ſetzte ihn ja eher dadurch herunter, indem man ihn unterſchätzte!

Sie ſtempelten ihn ja beinahe zu dem Philifter, der ſo ſchön unter ihnen gedieh!

Einstweilen arbeitete er wie der Feind und lachte ſich den Buckel voll. Er wäre ja ein Eſel geweſen, hätte er die fette Taube aus der Hand gelaffen, um ſich etwa nach irgendwelchen unſicheren Späßen auf dem Dach umzuſehen! Das Geſchäft hatte er ja ſicher, die alte Kundſchaft wollte er ſchon wieder kriegen und neue dazu!

Und wenn er jetzt, noch viel, viel wichtiger als früher, hochnäßig und von Verachtung für einen großen Teil der Bewohner ſeiner Heimatſtadt erfüllt, über den Marktplatz zappelte, war er nicht mehr der Kumpelmacherfrißl oder der Geſelle, er fühlte ſich Zoll für Zoll als Meiſter und war nur ärgerlich darüber, daß er alle dieſe Hinterwäldler nicht zu ſeinem Pläſier in ſeine Seele ſchauen laſſen konnte.

Den Maxl ſuchte er erſt nach ein paar Wochen auf.

Er fand ihn in der Schufterwerkſtätte, einen Stiefel heiß bearbeitend, worüber er ſehr betreten war und ſich vor dem alten Rameraden weidlich ſchämte.

Doch der, gebläht von all den Dingen, mit denen er Maxl verblüffen wollte, überſah die erniedrigende Tätigkeit und drängte ihn nur hinaus auf die Gaſſe und dann weiter fort.

Unwillkürlich ſchlugen ſie ihren früheren Weg durch die Paradeiſgaß ein, wo ſich noch immer Rudel von ungewaſchenen Kindern balgten, zerrauſte Weiber zu

den Fenstern herausgingen, und ihnen alles nachgrinste und nachspottete.

Der Frühling lag in der Luft, und sogar bis in die enge Gasse kam ein warmer Wind von der Allee her, der den Duft des jungen Grüns brachte, und von weiterher, wo der Bauer seinen Pflug in die Erde stieß, den Geruch der jungen Schollen.

Aber die zwei merkten nichts davon, sie gingen durch das alte Thor und auf der Landstraße weiter gegen die Kräuterwiese zu, ganz aus alter Gewohnheit.

Sie sahen nicht, von welcher strahlender Bläue der Himmel war; wie blank poliert stand er über den Bäumen. Sie sahen nicht, in welcher feinem blauen Duft die ferneren Höhen schwammen, sie spürten nichts von dem Reimen und Treiben und Drängen und Knospen ringsum, ja der Frißl wäre gewiß sehr ungehalten gewesen, hätte ihn jemand darauf aufmerksam gemacht. Konnte man etwas damit anfangen? Brachte es Geld? Brachte es vorwärts? Auch der Mayl hätte wohl seine blauen Augen sehr verwundert aufgerissen, aufmerksam auf diese Dinge hatte ihn ja niemals jemand gemacht. — Wenn es warm war, trieb er aus, wenn es kalt wurde, wieder ein; regnete es, so war das sehr unbehaglich und man mußte einen großen groben Sack über den Kopf ziehen, und schneite es, so hieß das sicher der Winter, und man mußte brav in der Schusterstube sitzen, und das war ihm in den Tod zuwider.

Freilich, so ein unbestimmt wehmütiges Gefühl hatte er oft gehabt draußen, wenn der Herbstwind in die alten Bäume fuhr, oder wenn alles blühte und die Lerchen über ihm jubilierten, aber das ging vorüber, es gab so viel zu denken für ihn, so viel! Da war die Mutter und der Baron, der einstige Besuch, der Krieg, von dem er so viel hatte erzählen hören,

der „Bismarck“, seine Zukunft und vor allem dieser Frißl neben ihm, der ihm immer unverständlicher und unheimlicher wurde, und der jetzt immer heftiger auf ihn einredete, je weniger er selbst sagte.

Er mußte ja alles herausprudeln, warum hatte er sich seinen Triumph dem Krüppel gegenüber auch so lange verkniffen? Er barst ja förmlich von all dem Aufgestapelten!

Und da hinkte der neben ihm her mit einem Gesicht wie aus Stein geschnitten. — Wie? Der mußte sich wohl zum erstenmal an, ihn zu mißbilligen?

Er blieb stehen und drehte mit einem Griff den anderen sich zu.

„Du bist gewiß ein ganz Moralischer worden?“

„Wer hat dich denn so fest in den Klauen g'habt?“

„Was is los? Red, Mensch!“

„Du willst mir, mir gewiß eine Moralspause halten?!“

Der Frißl schlug sich vor Vergnügen auf die spitzen Knie, aber der Maxl kannte seinen Ton zu gut, eine ferne Wut growlte schon mit — der Quartalszorn der Dame Bevi.

Trotz dieses drohenden Anzeichens hielt sich der Maxl nicht länger; noch immer trug er eine keusche Liebe zur schönen Kampelmacherin in sich herum, und diese Liebe war nun besudelt und begeistert von dem, der so frivol und prahlerisch von ihr sprach.

„Ich kann's dir nicht verhehlen,“ — er schaute den Frißl aber nicht dabei an, der den Kopf auf die linke Seite gelegt, wie ein lauernder Rabe wartete — „ich muß dich als Verführer brandmarken.“

„Was?“ schrie der Frißl und schlug ein wieherndes

Gelächter auf, „Unschuld vom Landel! Fünfe hat's vor meiner g'habt, und vier Jahre is älter! Der Verführer is sie, ich bin unschuldig wie ein Neugeborenes in ihre Hände kommen, du hast mich doch kennt! Aber mein' geraubte Unschuld hab ich mir bezahlen lassen! Da hat sie Angst kriegt! Geld, du Ramel, muß man aus allem schlagen; ich pfeif auf deine Grundsätz, tragen sie dir was ein? Ich pfeif auf deine Moral, hat sie dich vorwärts bracht? Ich hust auf deine Ideale, wenn sie dir koan Pfennig net einbringen. Du meinst g'wiß, ich liebe diese Dame? Keine Idee! Sie ist mir im Gegenteil beschwerlich, aus Gründen, die ein so moralischer Herr nicht versteht, ich hab sie eigentlich satt, aber davon redst du kein Wortl, das bitt ich mir aus. Was verstehst du auch davon! Aber ich; aber ich! Mich hättest verfolgen sollen! In Sachen der Liebe hab ich mannigfache Praxis. Ich war soundso oft verlobt. Weinah habe ich mit Bräuten gehandelt, und so oder so is was für mich herausgesprungen. Das verstehst du nicht? O nein! Du bist zu i—de—al dazu? — Solang das weibliche Geschlecht so leichtgläubig und so narret aufs Heiraten aus is, und du kannst dir einen Schmiß geben, ist das stets ein lukratives Geschäft und für einen Mann meiner Quantitäten g'rad nur ein Ba—ga—telle. Rapiertst du das? — No, das Anbringen ist alleweil der schwierigerer Teil. Ich merk's jezt auch, die Sache wird brenzlich. Sie will viel zu rasch geheiratet sem. — — Was?

Mach mir doch koane sechsenen Augen an! Was is denn nachher? Mädchenhändler bin ich gerade keiner, wär aber gar nicht zuwider! — dazu langt's aber nicht bei mir, das seh ich schon ein, da gehört ein anderes avec dazu, mir fehlt die Rountine, die Bildung.“

Der Maxl humpelte wie vor den Kopf geschlagen neben ihm her und schwieg hartnäckig.

Da frug der Fritzl, ganz gönnerhaft, ganz nebenbei: „Und du, du armer Tropf, was hast denn du ang'fangt, weil ich nicht da war? Was treibst denn? Was? Lateinisch hast ang'fangt? Der Herr Kaplan will die Stunden geben? A jechtens Latein lerntst? — Der Teufel soll dich holen, wenn du ganz unter die Rutten kriechst! Da is freilich mein Evangelium nix für dich. Mesner will er werden! Auch ein Beruf! Auch ein Ehrgeiz! Kerl! Erschlagen sollt man dich. Hat der Hanswurst einen Baron zum Vater und laßt sich aus Gnade noch die schäbige Rente ausbezahlen, die der andere nimmer schuldig is! Was hätt' ich aus dem Baron gemacht! Ich hätt' gar nicht gefragt, was der Baron aus mir gemacht hätt! A Hüaterbua, a Zeitungsbua, a Schwafterbua, a Mesner! Lauter schöne Berufel. Opfer deiner Solidität! pfuat di' Gott! Wir haben nix mehr gemein.“

Der Maxl ging wie in einem dumpfen Rausch heim. In all dem Wirrwarr ängstigte ihn am meisten, daß der Fritzl, der so eine grandios-furchtbare Lebensauffassung hatte, ihn geringer wertete, als er verdiente. Er war ja nicht zu Wort gekommen! Und es war nicht ganz so, wie sich's der Fritzl einredete. Er war kein Pfaffenknecht, er war auf seine Art aufgeklärt. Hatte er denn nicht eine Leidenschaft fürs Theater, und trug er nicht jeden Pfennig in den Musentempel? Das konnte er nicht vorbringen — und das betrübte ihn so sehr. Es war ja ganz, wie wenn ihm der Fritzl den Laufpaß gegeben hättel! Gewiß kam er nie, nie wieder! —

Der Maxl irrte sich; ein paar Wochen darauf kam er wieder angetrippelt, und es fiel ihm gar nicht ein, ein Rad vor dem armseligen Maxl zu schlagen oder

den Wüßling zu mimen, er kam sehr flüchtig, er kam sehr niedergeschlagen, gar nicht als zukünftiger Meißner Kampelmacher, er kam als arme Seele, die erlöst sein wollte, die niemanden sonst weiß, der sie erlösen könnte. Diese Noth! Sie wollte sofort geheiratet sein! Nichts wollte sie ihm vermachen und verschreiben vorher! Und er konnte sich nicht entschließen, jezt wenigstens noch nicht.

„Halt sie doch ein bißl hin, Maxl, lenk sie ab, mach du ihr den Hof, streich mich raus, bring's dahin, daß sie mir was verschreibt gleich! — ich kann mich net so schnell entschließen. Heiratent! I weiß gar net, was i noch alles vor meiner hab! Geh, mach du ihr an Blüemelblamel vor. — Was sagit? Du liebst sie trotz alledem? — Um so besser!! — — du saunst net? Was? Du weigerst dich energisch? — Nein? — sagst du? — Mein Freund bist du gewesen! Also nicht einmal dieses Opfer bist du fähig! Und was hab ich für dich getau! Wie hab ich dich in der Höhe gehalten! Geh unter, geh zum Ruckuck, es ist auß mit uns zwoanen, denn du jagst mich ins Verderben.“

Die Kehle von wütendem Schluchzen gepreßt, ging er diesmal von dem alten Kameraden weg. Also weg ins Verderben, dachte der Maxl. Aber es kam nicht so schlimm, als er gemeint, im Gegenteil, der Frißl bewährte sich als Glückspilz. Wie durch ein Wunder entkam er der drohenden Ehekatastrophe. Die dicke, allzu verliebte und allzu hartnäckig anhängliche Kuni und jezige Meisterin, das zukünftige unbequeme Ehe-weib, stand eines Morgens nicht mehr auf. Aus war's mit ihr. Wie ihre Mutter war sie gestorben. Am Herzschlag sagte der Arzt, am Gefühl erstickt, behauptete mit dem verstorbenen Alten der Frißl.

Und ein Testament war da, ein regelrechtes Testament, das ihn fast ganz allein zum Erben einsetzte, ihn.

den „vielgeliebten, getreuen und angebeteten Bräutigam“.

„Bin ich ein Glückspilz! War sie eine noble Seele! Wie bin ich aus der Katastrophe so schön herausgekommen, und was für ein Engel war sie, die Verstorbene! Das hätte ich dem Dickjock gar nicht zgetraut, der Herr hab sie selig,“ jubilierte der Frihl.

„Jeder ist seines Glückes Schmied, siehst du's jetzt ein, Marx? Jetzt kauf ich das Geschäft, jetzt bin ich reeller Meister in allen Rechten, ganz unbeschnitten bin ich aus der Affäre hervorgegangen — das ist ein Segen, das ist eine Position! Was sagst denn du dazu, Marx?“

Der Marx sagte gar nichts, gerade war er vom Herrn Kaplan gekommen, und der hatte weidlich über die ganze Sache geschimpft und den Frihl ein verkommenes Subjekt genannt. „Ja, das war halt die Moral des Herrn Kaplan, die des Frihl war eben eine andere, und der ‚Bismarck‘ hatte gewiß eine noch ganz andere,“ so kalkulierte der Marx und sagte das auch nach einigem Zögern.

Der Frihl lächelte wohlwollend, das gefiel ihm.

„Schau, du hast Momente, wo du gewiß beachtenswerte Eigenschaften an den Tag legst, und ich widersprech dir nicht. Nur ganz kennst mich du net. Schau, wenn ich etwa zu früheren Zeiten geboren wär', etwas ganz Furchtbares wär' aus mir geworden, über lauter Leichen wär' ich weggeritten.“

„Ueber eine bist ja schon,“ sagte der Marx leise und die Tränen traten ihm in die Augen, wenn er an die tote schöne Runi dachte.

„Ach was!“ machte energisch der Frihl, „red loan Bloch, jetzt geht ein rechtes Leben an, das Laster triumphiert, wie du siehst!“ — — —

Ja, jetzt ging ein Leben an, das er sich lange

gewünscht, jetzt konnte er seinen Neigungen nachgehen, den Neigungen nach weiteren fetten Tauben, den Neigungen zu den schönsten Künsten, vornehmlich zum Theater, wo er die Stücke bevorzugte, in denen „über Reichen weggeritten“ wurde, den Neigungen, seinen lieben Mitbürgern etwas auf den Kopf, zum mindesten aber in die Suppe zu spucken.

*

Unter dem Zwang seiner neuen Stellung als Meister entschloß er sich auch, seinen äußeren Menschen etwas zu renovieren, obwohl ihn dieser Entschluß mißvergnügt machte, denn er kostete Geld. Viel zu lange waren ihm die alten Gesellenkleider gut genug gewesen: eine schmierige schwarzseidene Kappe für die Werktage sowie ein recht windiges ledes Hütlein, Wunschhüt genannt, für die Feiertage. Wenn's ihm gefiel, setzte er aber auch gerade Sonntags seine schäbige Seidenkappe auf, um die „Burschows“ zu ärgern und um sich auf diese Weise auszuzeichnen; es war seine Art von Eitelkeit.

Nun galt es aber nicht mehr, die Leute zu ärgern, man mußte ihnen imponieren, um sie für sich zu gewinnen.

Zum Imponieren gehörte vor allem ein Zylinder, das stand bei ihm fest — diese Weisheit hatte ihm Kumpelmacher père, aus seiner Pariser Zeit stammend, noch vermacht —, und ein schwarzer Anzug. Ein Zylinder aber und ein Bratenrock mit Zubehör kosteten neu immenses Geld, man konnte sie aber doch auch beinahe neu kaufen, nicht wahr?

Und so geriet er in den Laden des alten Aaron und zum Rosinchen.

Als er über die Schwelle ging, war er gar nicht in Stimmung, erstens weil das Geldausgeben ihn stets

herabstimmte, und zweitens weil das allzu einförmige und bis jetzt ziemlich tugendhafte Leben als Meister ihm überhaupt unbehaglich zu werden begann.

Sobald er jedoch das Rosinchen sah, fiel plötzlich ein großes Licht in seine beginnende Seelenverdüsternng, Kombinationen stiegen vor ihm auf — kurz, der kleine Meister Kampelmacher, Jean Kessers Nachfolger, blühte auf wie eine Jerichorose, die mit Wasser besprengt wird. Das Wasser war in diesem Fall der wohlaffortierte Baden mit der Badenglocke, die sich eine ganze Weile, während er drinnen war, nicht beruhigen durfte, so oft wurde die Thür aufgeschlingt, und so oft mußte sie bimmeln, ferner das undefinierbare Fluidum von zwar verschwiegener, aber ziemlich komprimierter Wohlhabenheit sowie ein bezaubernder Klang, Kling, Kling, nur Frißls seinem Ohr vernehmlich, aus dem Nebenzimmer mit dem verhangenen Glasfenster kommend. Dazu das rührige fixe Frauenzimmerchen, das Augen wie ein Luchs machte, sämtliche Kunden bediente und sämtliche Hände sämtlicher Kunden dabei überwachte.

Vorderhand hatte er ein dumpfes Gefühl, wie wenn er irgendwie oder irgendwo in grauer Vorzeit einmal nicht alle Tugenden eines Cavaliers gegen die Miniaturausgabe dieser graugeleideten, nicht mehr ganz jungen Dame ausgeübt hätte, und er glaubte auch, in ihren Augen etwas aufdämmern zu sehen, was einer ähnlichen Vermutung glich. —

Hing es nicht mit einem Baschlid und dem Eise zusammen?

Als Mann von Welt jedoch, unbesangen und unwürdig zugleich, brachte er sogleich seine Wünsche fest und bestimmt vor, und nun waren sie beide ganz Geschäft.

In Rosinchen war's nicht nur aufgedämmert, sondern ganz klar stand die Eisgeschichte vor ihr. Oh, es kannte ihn noch, es hatte ihn nicht vergessen, ihn nicht und die abgepreßten Kreuzer nicht! Gleich war ihm die Geschichte eingefallen, als in der Stadt die Neugleiten über ihn umgingen! Aber der hatte sich verändert, und der war ein Vorsichtiger geworden!

Darin waren sich beide gleich gewachsen. Manchmal schmunzelte der Frißl, wenn er das Chlonnenchltrählsche auf einer kleinen Finte ertappte, und manchmal lächelte das Rosinche, wenn er sich in seinem Uebereifer etwas verriet. So wurde es ein langer und schwieriger Handel. Fast kam er einem Messen der Kräfte gleich. Das Rosinchen strengte alles an, ein gutes Geschäft zu machen und zugleich den neuen Kunden zufriedenzustellen, und der neugebackene Meister stellte die Ohren, um nicht übertölpelt zu werden.

Und je länger sie miteinander handelten, desto mehr Respekt kriegten sie voreinander.

„Der hat sich gemacht!“ dachte das Rosinchen, und: „Die ist gewiß nicht auf den Kopf gefallen,“ der Frißl. Zuletzt, während das übereifrige Chlonnenchltrählsche immer noch mehr Auswahl herbeischleppte und er noch wählerischer wurde, gerieten sie in eine Unterhaltung, die der Frißl meisterhaft dirigierte, um seine glänzenden geistigen Eigenschaften spielen lassen zu können. So viel hatte er herausen, das versing bei der; zwar stellte er sich's nicht zu leicht vor, sie zu gewinnen, das war wohl ein schwieriges und klüßliches Stück Arbeit, mochte sich aber immerhin lohnen. Kühn warf er also die Angel aus.

„Ma g'wohnt sich nicht gar so leicht ein in so einem Rest, wenn ma auswärts war,“ ließ er so nebenbei fallen.

„Sind der Herr kein Hiesiger?“ interpellirte mit erstaunt aufwärts gezogenen Brauen das Rosinchen.

„Wie man's nimmt, ja und nein. Ich war lang im Ausland.“

„Ach mein Traum!“ stötete das Rosinchen und legte die gefalteten Hände an die Stelle, die bei ihr sehr stiefmütterlich, bei der fernem Freundin Lina zu deren keuschem Schmerze so reichlich bedacht war. „Erzählen Sie doch, ich brenn' ja drauf! — Waren Sie auch in Paris? — Und in London? — Ach Gott! Ach Gott!“

„Paris! Oh, ja Paris,“ sagte der Meister Rampelmacher und schnob durch die Nase, „nicht ohne, gewiß und wahr, Paris ist eine große Stadt, die wo sehr viel prachtvolle Häuser, Kirchen und Gebäulichkeiten hat, und London, ja, London ist auch gar nicht zu verachten. O nein! Im Gegenteil, sehr schön ist's und hat eine Menge Gebäulichkeiten, als da sind: Paläste, Schlösser, Kirchen und Fabriken. Ich, für meinen unmaßgeblichen Theil, zieh' Paris vor; die Franzosen überhaupt. da ist mehr Schwung in der Kraft.“

„Sehen Sie, da könnt' ich immer zuhören, da werdet ich nit müd'! Wann man halt so reisen kann —!“

„Ja wissen's, meine Dame, das Reisen bildet ungemain, schauen Sie. Man kriegt schon einen viel höheren Gesichtspunkt. Eh' man sich umschaut, ist man gebildet. Das Landl Bayern und all die anderen Resten schaut man dann ganz anders an, so aus der sogenannten Vogelperspektive. Sie, da schauen's erbärmlich aus! Schad', daß Sie nicht 'nauskommer sind, meine Dame; ein Interesse, scheint mir, hätten Sie.“

Das Rosinchen schlug die Augen nieder und wurde rot.

„Gott! — Wissen Sie, den Drang hätt' m'r ja, aber die Erfüllung laßt warten.“

„No, lassen S' Ihnen Zeit, das ist noch nicht verredet. Sie können ja eine Hochzeitstour dahin machen.“

Das Rosinchen, immerhin schon gut dreißig, übermannte törichte Liebeshoffnung hinaus, empfand die Worte, die Frißl sprach, wie eine feine Guldigung.

Wo er nur das her hatte; und das Geschäft sollte fast schuldenfrei sein! In einem Widerstreit der Gefühle überließ sie ihm den Zylinder um ein Erledliches billiger, als sie vorgehabt, und als er ihn aufsetzte und in den schwarzen Bratenrock kroch, sagte sie mit ehrlicher Ueberzeugung: „Nobell Wie vom Schneider gemacht. Wie aus Paris sehen Sie aus. Wann Sie den ganze Anzug anhave, müssen Sie vorbeigehe, daß ich Sie sehe kann!“

Man könnte man meinen, des Frißls Herz hätte gelacht, und er wäre freudigst darauf eingegangen, glücklich in der kurzen Zeit so weit gekommen zu sein, und wäre allsogleich des nächsten Tages vorbeigewandelt?

Weit gefehlt! Der Frißl befolgte eine ganz andere Taktik! Zappeln lassen! Reif genug war sie wohl, nur durfte man jetzt nichts „verpazen“.

So tat er, als überhörte er ihre Bemerkung, legte mit einigem Zögern das Geld auf den Ladentisch, machte eine gemessene Verbeugung und sagte: „Gelten's, Fräulein, lassen Sie mir aber das gleich hinb'sorg'n, Rammachermeister Friß Glocke, Jean Kessers Nachfolger. Habe die Ehre!“

Fast hätte er vor der Ladentür gepfiffen; er besann sich aber noch rechtzeitig und ging, so gravitatisch er es nur immer zustande brachte, dem Marktplatz zu.

Das Rosinchen blieb mit einem halb süßen, halb

sauren Lächeln zurück und räumte die vielen Kleider zusammen, die es für den verwöhnten Kunden hatte herbeitragen müssen.

„Und hinschicke muß ich se auch,“ sagte es vor sich hin. Das vermehrte den Respekt, kein Kunde hatte das je begehrt. So verlor sich das saure Lächeln allmählich, und das Rosinche dachte darüber nach, wie anders der Frißl sei als die jungen Kleinstädter, wie fein und liebenswürdig er war!

Und in dem verwaisten und empfänglichen Herzen ging der Enthusiasmus wieder auf. Da war jemand, der sie anerkannte, endlich wieder einmal!

Der Vater beachtete ihren geistigen Drang gar nicht mehr, ja belächelte sie zuzeiten; die Tante hatte für ihre tieferen Qualitäten kein Verständnis und Lina, die sie so ausgiebig verehrt hatte, war seit längerer Zeit schon fort, in ihr Heimatdorf zurückgekehrt. Die alte Haushälterin, ihre zweite Mutter, war gestorben; allein brachte sich die Lina in der Stadt nicht fort, sie war zu langsam und zu träumerisch. Was blieb ihr übrig, als auf das Land überzusiedeln und den Bauern eine Kenntniss im Kleidermachen nach neuester Methode und Fassion vorzumachen, die sie nicht besaß?

Der Abschied von der guten dicken Krinolineline hatte beim Rosinchen eine wunde Stelle zurückgelassen, und diese wunde Stelle — nein darüber gab sich die kleine Dame in dem grauen Mißleid in Aaron Mahns Geschäft, die vor ein paar Stunden noch recht grämlich und verdroffen ausgesehen und nun rote Wädchen hatte, keine Rechenschaft.

Sie fühlte sich nur zum höchsten Erstaunen der alten Tante plötzlich gedrängt, ein bißchen in die schöne Frühlingsabendluft hinauszugehen.

„Bischofe krank, mein Kind?“ — die Alte sagte jetzt nicht mehr Chlonnensträhle, denn es würde doch

selbst bei der alten Tante allzu hyperbolisch geklungen haben — „was, brauchlchte frichle Luft?“

Das war doch im Hause Mahn nicht Sitte. Auch der Date Aaron streckte den Kopf aus der Tür des Nebenzimmers, die Hornbrille auf den Nasenlöchern.

„Was hat se? Spazieren will se heut noch gehn? Stuß! Jetzt sag nur noch, du willst nehme ä Bad! Solche Posse!“

Das war eine ganze Umwälzung im Programm des Mahnschen Hauses. Ein Spaziergang am Werktag! Ein Spaziergang am Abend! Sollte man noch vor demselben essen oder danach? Es wurde immer schwieriger, mit dem Kind umzugehen.

Das Rosinchen hatte inzwischen Toilette gemacht, das graue Kleid ab- und ein grünes — es liebte noch immer Grün — angelegt, den großen Herrenwimper aufgesetzt — auch diese Fassung bevorzugte es noch immer — und wandelte nun, ohne sich um die Not der Tante zu kümmern, von der Frühlingsluft weicher gestimmt, durch die Gassen.

Wie lange war es nicht mehr um diese Zeit außer dem Hause gewesen! Der Abend war mild, und vor den Türen saßen und standen Leute, die halblaut schwatzten.

Gegen Westen ging noch ein Streifen hellen Tages, aber am Ende der Straße über dem Marktplatz gegen den Hügel zu, der die Wallfahrtskirche trug, war der Himmel schon nächtlich.

Ein mäßiger Wind, der noch von sonnendurchwärmten Orten kam, brachte herbe Düfte wie von jungen Pappelblättern, den ersten Kastanienblüten, vermischt mit dem Geruch des Kieders, der an den Abhängen des Stadtgrabens versteckt in Massen blühte. Der Marktplatz lag groß und still, mächtig stiegen die Massen der St.-Martins-Kirche auf. Nur

einzelne Fenster der hohen Häuser, die eingedrängt den Platz umstanden, waren schon erleuchtet; an vielen sah man trotz des Dunkels deutlich die weißen Vorhänge, die sich im Nachtwind bewegten. Und als hinter den immer schärfer werdenden Konturen des langgestreckten Berges ein breiter Schein heller und heller wurde und als der Vollmond endlich wie ein riesiger silberner Ballon sich über die Silhouette der Lannen hob — schwebte — und es wie flüssiges Silber überall herunterrieselte, von Dach und Giebel, von Baum und Berg, als alles in ein zerfließendes, fast märchenhaftes Licht getaucht war, und der hinkende Maxl als stellvertretender Mehner stumm am Rosinchen vorbeischlich, der Pforte von St. Martin zu, und bald darauf die ersten Töne des Gebetkläutens vom Turme kamen, während da und dort die anderen Glocken einfielen, da wollte es dem Rosinchen ganz schwärmerisch zumute werden. Es blieb sogar vor dem alten Rathaus mit seinem gotischen Zackengiebel stehen; es sah zu schön aus, wie das weiße Mondlicht förmlich aus den Lindenbäumen troff — wie a Theaterdekoration', dachte das Rosinchen, aber es verlor seinen Zweck deshalb nicht aus dem Auge. Schon stand es der Breitseite des Rathauses gegenüber.

Zuerst kam ein großes Tor, dann ein schmales Fenster, in dem noch Licht war, daneben eine finstere Bohlentür, das Gerippe eines primitiven Standes und darüber eine hinaufgezogene Markise: Schauplatz des Großhandels von Mama Bevi Glocke. Daneben, etwas erhöht, ein Gewölbe mit einem spitzbogigen Schaufenster, dann, abermals ansteigend eine Gewölbetür, und, spitzbogig, ein Schaufenster wie das vorige, über Fenster und Tür ein großes rotes Firmenschild (das erste rote im Städtchen!), mit weißen, nach rückwärts geneigten Buchstaben: Jean Messers Nachfolger.

„Fein!“ sagte das Rosinchen unwillkürlich.

Am Ende des Rathauses kam dann die Wohnung, ein schmales Parterre, weil die Eingangstür — Thür zum Paradies der schönen Kuni — unverhältnismäßig breit war, kam ein erster Stock mit vier Fenstern; alles in gutem Stand, fast größer als ihr Wohnhaus.

Hier kehrte das Rosinchen stracks und hochbefriedigt um, nur ein Frage quälte ihr Herz: „Wieviel Hypotheken wird er darauf haben?“

Unter den lekten ausbimmelnden Klängen des Gebetläutens kehrte es durch die stiller gewordenen Gassen heim, hinter ihm der hinkende Maxl, der das Rosinchen wohl erkannt, der sich aber nicht zeigen wollte. —

Recht lange Zeit sah Fräulein Rosine Mahn den Herrn Kammachmeister Frib Glocke nicht mehr. Das Geschäft ging „streng“, wie immer im Lenz, wo den Leuten bei hellem Sonnenschein, und wenn andere gepuzt durch die Straßen gingen, der vorjährige Staat recht schäbig vorkommen wollte und jeder gern einen neuen Rock auf dem Leib oder ein paar glänzende Stiefel an den Füßen hatte.

Zudem war ihr der Date Maxon gar keine Hilfe mehr, und sie mußte den ganzen Tag springen und sich tummeln, und trotzdem war der Alte noch nicht einmal zufrieden, wenn am Abend nach Ladenschluß nicht auch noch die Bücher in Ordnung waren.

Er ließ jetzt alles im Geschäft hängen, erschien nur immer auf Augenblicke, zeigte sich den Kunden und verschwand hinter der Thür mit dem gelbroten Vorhang, wo noch inuier das hohe Pult stand mit dem Drehjessel davor, den das Ehlonnenchlträhliche noch immer erklettern mußte.

Das schmale Hinterzimmer, in dem das Rosinche den Drehstuhl mit solcher Virtuosität hatte drehen

lernen, übte nun ein Art magischer Anziehungskraft auf den alten Aaron aus.

„Was soll ich bleibe im Geschäft? Du machst's besser wie ich,“ sagte er dem Rosinchen.

Er widmete sich ganz dem „anderen Geschäft“ und war stets von solchen belagert, die Rat heischten. Wenn der Alte in den Pausen, wo ihn nicht irgendeiner am Rockknopf hatte, nicht Geld zählte, was er leidenschaftlich gern tat, bloß so, bloß zum Zeitvertreib, bloß um was „Selbes“ zwischen den Fingern zu haben, war er gewiß auf der Suche nach irgendeinem juristischen Buche, und selbst auf dem winkligen Speicher, wo er die allerältesten Schmöker untergebracht hatte, buchtelte er sich halbe Tage lang krumm und lahm, um etwas aufzustöbern, das er gerade brauchte. So hatte er nichts von dem neuen Kunden gemerkt und konnte auch die Entwicklung der Dinge nicht verfolgen. Er steckte viel zu tief in seinen Plänen und Plänchen, in seinen Problemen und Anschlägen, wäre auch viel zu sehr von der Einsicht durchdrungen gewesen, daß das Rosinchen allgemach alt genug sei, selbst über sich verfügen zu können, und daß es Fleisch von seinem Fleisch sei.

Ueber die ersten und heftigsten Jugendlieben, über verschiedene Täuschungen und verfehlte Projekte (Malchens Einschuß!) war sie ja glücklich weggekommen; er konnte sie getrost ihrem Verstand überlassen, der hatte noch jedesmal über den jeweiligen „Stuß“ gesiegt. Er hatte ihr ja auch niemals etwas in den Weg gelegt bei ihren harmlosen Liebchaften, bei dem Theaterbesuch, ganz wie mit dem schönen Malche hatte er's gehalten. Gott, so war sie halt, die Sorte Weiber; irgendwo mußte es heraus, und ihm erschien's ungeschädlich, wenn's mit „ä bißl Lieb“ und mit dem Theater abging.

Die Tochter schwärmte auch nicht so ins Blaue hinein, so gänzlich aufgelöst und hingegen wie das selige Malche. Sie notierte sich z. B. die verschiedenen Helden, die sie noch in jedem Jahr angeschwärmte, charakterisierte ihre Liebe, ihre Art, das An- und Abschwellen ihrer Leidenschaft in einem Buch, das sie mit Rondschrift „THALIA“ überschrieb und das, da doch schon ziemlich viele „Saisons“ über ihrem Haupte dahingegangen waren, sie auch oft den Gegenstand in einem Jahre wechselte, schon zu einem stattlichen Band angewachsen war.

Sie fand, dieses Schwärmen, aber mit einer kritischen Note dabei, gehöre zur höheren Kunst. Sie hatte stets die Bine getadelt, daß die einfach bloß „ewegg“ war und keinen Grund anzugeben wußte, warum.

„Des is billig,“ zankte sie, aber nie brachte sie das dicke, begeisterte Mädchen auch nur zur geringsten Kritik. Ja, Augen und Mund riß sie auf, wenn das Rosinchen loslegte oder gar, wenn sie in das Buch „THALIA“ sehen durfte!

„Da guck!“ sagte das Rosinchen stolz. Da stand zum Beispiel:

„Robert B., groß, sprühend, elegant. Ich liebe ihn ganz wie die Sonne und muß effektiv die Augen schließen, sobald er austritt, denn seine edle und gehaltene Männlichkeit verlegt mich in einen Taumel. Er hat Wunderaugen, nur lernt er nichts und bleibt stecken. Leider ist er auf der Straße nicht so groß wie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und der elegante Ueberzieher ist abgetragen, und wir haben fast denselben für fünfzehn Mark, aber noch schöner.

Erddner. Himmlischer Mann! Wenn ich meine, seine Blicke treffen mich, möcht ich vergehn. Sagt er auf der Bühne: „ich liebe dich“, so zittere ich vom

Kopf beinahe bis zu den Füßen, denn er kann die Liebe zu natürlich machen!

Doch ach! ach! Er ist — — ver — — heiratet!!! Neulich erblickte ich ihn auf der Straße mit einem gewöhnlichen dicken, lustigen Weibe und gewöhnlichen, lustigen dicken Kindern. Er sah zu meiner Erleichterung viel älter aus wie als Don Carlos, wenn er sich am Boden windet und der todesbänglichen bleichen Maria Stuart in dem schauerlichen Moment noch schnell seine Liebe bekennt — zudem waren seine Stiefel mehrfach gestickt. Traum meiner Nächte, verjinke!

Jetzt will ich Roden lieben, denn er ist, wenn auch nicht so schenial, dennoch nicht verheiratet, wie mir eine sichere Quelle verriet, und das erhöht die Liebe. Er soll zwar Kellnerinnen recht gern haben und kann das „r“ nicht aussprechen (ich hünke ja auch!); was ist das für ein Grund gegen eine Leidenschaft!

Würde er einmal zu mir sagen: „Rosine, ich liebe dich“ (er würde zwar sagen „Rosine“), so könnte ich ihn blind mein Leben geben. Wenn er hereintritt in irgendeiner prangenden Uniform oder egal was, edel und ritterlich, ein ganzer Kavalier, so schreit's innerlich: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!“ Täglich sehe ich ihn, täglich sein hehres Mänyerantliß — d. h. wenn er vorbeigeht —, sein süßes Angesicht, wie es leuchtet! Sterben, vergehen in dir und der Kunst!

Nachschrift: „O weh! Dahin! Alles zerronnen. Das Ideal zertrümmert. Er hat Beinkleider bei uns kaufen wollen und mich weggestumpt und absolut mit dem Papa handeln wollen. Mich zuletzt mit rauhen Worten gänzlich von sich geschmecht. Wirklich, das Leben ein Traum! Schnöde Welt, alles aus, alles schwarz und düster bis auf weiteres.“

2. Nachschrift: „Auch beim Pape die Hose nicht gekauft. Fahre wohl!“

„Siechste, wie's der Schwärmer macht, der von der Kunst was versteht?“ sagte das Rosinchen triumphierend zur Bine.

Im Theater sah auch das Rosinchen den Frißl wieder. Sie waren beide auf der Galerie, sogar ziemlich nah beisammen, aber sie grüßten sich nur kühl; der Frißl tat verdrießlich und Arons Tochter nicht freundlich. Sie maßen sozusagen die Distanz noch einmal ab und sondierten das Terrain, hatten aber, obgleich sie sich ignorierten, das Gefühl, daß sich weitere Fäden spannen wollten. Das Rosinchen blickte gelegentlich auf Frißens Anzug -- keine Frage, er war schlecht equipiert, und Frißl wurde es unter ihren forschenden Augen zur Gewißheit, daß er bald wieder etwas brauche.

So suchte er denn den Laden des Herrn Mahu zum zweitenmal auf.

Und genau wie das Rosinchen seinen Blick in der Maiennacht an dem Haus neben dem Gewölbe der keuschen Genoveva Glocke hatte liebend auf und ab gleiten lassen, so machte es der Frißl am hellen Tage; nur mußte er seinen Empfindungen mehr Zwang antun, der Zauber der Maiennacht hatte das Rosinchen umweht, doch das Mahnsche Haus hielt auch im Tageslicht stand, und der Rampelmachermeister trat freundlicher, als er ursprünglich vorgehabt, in das Geschäft, dessen charakteristischer Geruch aus alten Stiefeln, dito Kleidern und muffigen Betten ihm sofort wieder seine Stimmung von neulich mit ihren Perspektiven vorzauberte. Diesmal brauchte er außer einer Zoppe eine Bettdecke. Von dieser kamen sie auf die Einrichtung zu sprechen und das Rosinchen meinte:

„Sie haben wohl einen recht schönen und feinen Geschmack?“

„Ja mein, Mademoiselle“ (er sagte Mademoiselle!), „wie man's nimmt. Als Junggesell' geb' ich nicht viel auf die auswendige Ausstattung, aber wirklich heiraten wenn ich tu dagegen, Sie, da sollen die Burschows spizen! Da können sie was profitieren! Ich habe nicht umsonst so viele Städte bereist. Jetzt halt ich mich an die Bücher, weil das Reisen ein Ende hat.“

„Ach, Sie schwärmen gewiß auch fürs Lesen,“ unterbrach ihn das Rosinchen. „Sehen Sie, ich auch. Schiller, lieber Gott, wie schön, und Goethe! Wann sie nur kein so kleine Druck hätten!“

„Krat wie's Konversationslexikon, das hab' ich auf Abzahlung, aber man soll sich nicht abschrecken lassen, da kann man viel Bildung kriegen, Sie!“

„Den Schiller versteh' ich ja auch großartig auf der Bühne! So ä Maria Stuart zum Beispiel! Ist das nicht einzig, wie sie sagt: ‚Arm in Arm mit dir fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken?‘ Oder so ein Mortimer. Ich grein' oft über'n, glauben Sie's oder glauben Sie's nit, wann ich ä frisches Sacktüchel dabei hab', natürlich. So rührend is er.“

„So, das g'fällt Ihnen am besten? So zärtlich sind halt die Damen. Ich bin mehr fürs Männliche. So ein Franz Moor oder gar eine Elisabeth, wenn's eine Dame sein muß, so was imponiert mir, da bin ich dafür.“

„Ach, was sind Sie gebildet! Was wisse Sie nit alles!“ bewunderte das Rosinchen.

„Macht sich schon,“ tat der Fritz bescheiden; er hatte ein paar Mottenlöcher in der Decke aufgespürt und legte sie schleunigst auf die Seite, um nach einer neuen zu greifen.

„Verzeihen Sie, Herr Glocke, Sie haben doch gewiß viele Theater gesehen, bitt' Sie, erzähle Sie mir doch!“

„Ja mein, so viel, daß ich' gar nimmer weiß. In Paris san's groß und in London san's auch groß, gewiß und wahr, und schön, Sie machen Ihnen keinen Begriff. Paris hat bald drei Millionen Einwohner und London hat beinahe vier Millionen zweimalhunderttausend Bevölkerung. Gelt, da spizen Sie?! Und die Menschenmenge im Theater! — Aber was ich sagen wollt', die Decken hat Schabenslöcher.“

„Gott, wenn die Decke gewasche werde, is alles weg, Sie solle se haben ganz billig, und die Auswahl! Da drinn sind noch ganze Stöß,“ sie deutete nach dem Hinterzimmer, und lauernd, schnüffelnd, lüftern folgte Frißls Blick ihrer Hand. Da drüben waren auch noch Waren?

„Ich bin schon weit herumgekommen, Fräulein Mahn, aber so ein Interesse an geistreichen Sachen und was das Theater und's Lesen anbetrifft, hab' ich noch nicht leicht so schnell gefunden bei einem weiblichen Fräulein. Gewiß und wahr!“ beteuerte der Frißl.

„Jetzt schmeicheln Se aber, ich hab' alles aus mir selber. Ja, wenn ich jemand gehabt hätt', der mich verstande und gehobe hätt' —“ sie hielt seufzend inne.

„Es ist nicht aller Tage Abend; was nicht ist, kann noch werden; es ist nichts so fein gesponnen, so kommt es an die Sonnen. Wie wär' denn das, Fräulein, wenn mir — mir paßten doch prächtig zusammen — etwa zu diesem oder einem anderen Behufe ein Verhältniß anknüpfen täten?“

Uh! Jetzt war der Augenblick da! Wie ein Blitzstrahl fiel er vor dem Rosinchen nieder.

„Was?“ stotterte es, „ein Verhältniß? Man sagt, man meint, nein — es kommt nichts Gutes dabei raus.“

„So? Meinen Sie? Also anderscht. Inwiefern könnte eine eheliche Verbindung zwischen uns stattfinden?“

„Das kann sich hören lassen, das ist ein Wort, Herr Blocke! Inwiefern? Insofern, als wir uns verloben können; zu dem Behufe bin ich zu haben, das Weitere wird sich finden.“

„Ja natürlich, aber darin bin ich doch der Ueberlegene. Sie sagen halt Verlobung und ich, wo ich doch so weit gereist bin, meine dasselbe. Manneswort ist Manneswort, Ehre bleibt Ehre, und prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich der Mann zum Weibe findet, wenn Sie einverstanden sind, san mir miteinander verlobt!“

„Ja, ich bin einverstanden, Herr Blocke, und ich habe mich geprüft, eh ich mich ewig gebunden hab', und ich denk', daß ich mich zu Ihnen finden werd',“ sagte das Rosinchen schnell und kam fix hinter dem Ladentisch vor. Dann streckte es beide Hände aus, stellte sich neben Frißl, indem es ihm seinen Kopf immer näher brachte, denn so gehört sich's für eine verlobte Braut. Ganz so, wie es damals vor dem Adonis auf dem Eise gestanden, stand es nun da und wartete, aber es kam nichts. Gott, war er schüchtern!

„Jetzt müsse mir aber auch Du sagen,“ animierte sie.

„Jawohl, das machen wir. San mir's also? Ja?“ Damit nahm er ihre Hand, schüttelte sie und lachte fortwährend, indem er immer wieder sagte: „Mein Schnederl, ja mein Schnederl, mein Schnederl bist jetzt. Und die Decken, die krieg ich um vier Mark oder so?“

„Was fällt dir ein?“ schrie das Rosinchen, ganz Geschäft. „Sechse is se wert, sechse.“

„Was? Am Verlobungstag soll ich sechs Mark zahlen?“

„Nimm se um fünf, Friß, und sei ganz still, du weißt so gut wie ich, daß sie mehr wert is.“

Seufzend zahlte der neugebackene Bräutigam, und die Braut wickelte die Decke recht fest zusammen (riß auch noch ein Stück von dem großen Bogen weg, für ein anderes Paket zu gebrauchen), damit sie ja nur einen kleinen Umfang habe und ihn nicht zu sehr belästige, drückte ihm den Packer in den Arm und sich dazu; es war mittlerweile dunkler in den Ladenecken geworden, da traute es sich zu flöten: „Friß, jezt geb mir de Verlobungskuß.“

„Ja so,“ sagte er, und ohne das Paket weiter aus der Hand zu legen, küßte er, wohin er gerade traf; er kam auf Rosinchen's Nase, aber es galt auch so.

„Am Sonntag nach dem Essen komunsch, der Babe schläft, dann könne wir alles beschpreche.“

„Und anschauen, natürlich anschauen. Jezt adieu, Rosinchen, nix für ungut, und es ist doch richtig in der Ordnung?“ — und machte fehr.

Doch plötzlich fiel ihm etwas ein, er drehte sich wieder um, und wie er das Rosinchen erwischte, preßte er es an sich, die dicke Bettdecke kam abermals dazwischen, aber das „mosechtierte“ sie beide nicht. Das Rosinchen war ganz übergücklich, der Leidenschaft des Bräutigams halber, und er raunte ihr zu: „Gelt, jezt bist verliebt? Mein Schnederl, ja, mein Schnederl bist, mein Schnederl!“

Und nach diesen bezeichnerden und treffenden Liebesworten empfahl er sich schnell und unter Nasenschrauben mit dem Paket um fünf Mark.

Die verwirrte Braut sah ihm zärtlich und doch in einem Widerstreit der Gefühle nach, ihre Augen hafteten an den aufgestapelten Decken:

„Ich hab' se weiß Gott zu billig gegebe,“ sagte sie träumerisch vor sich hin.

Am Abend, als der Date und die Taute schliefen, das Rosinchen aber sein volles Herz nicht zur Ruhe zwingen konnte, setzte es sich hin und schrieb an die treue Freundin, die Krinolineline.

„Weissen das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Ich muß es in Dich ausschütten, geliebteste Freundin meiner Seele: ich habe mich heute verlobt!! Du kennst ihn und kennst ihn vielleicht nicht mehr; nein, so wie er ist, kennst Du ihn nicht, und ich will Dir von vornherein nicht verraten, wer es ist. Du weißt, daß ich von jeher die geistlichen Quantitäten hoch einschätze, das Fleischliche ist mir Nebensache, darum ist eigentlich auch nicht so viel an seiner Neußerlichkeit. Irdische Schönheit brauche ich darum nicht bei ihm anzustreben. Dafür trägt er den Stempel höheren Gedankenfluges schon von außen aufgedrückt, und das schlug mich von Anfang an in Fesseln. Meine schwärmerischen Intensionen befriedigt er also voll- auf, auch die rauhere Männlichkeit und das Zielbewußtsein ist ihm an der Stirne geschrieben.

Er ist ebenfalls bewandert in Schiller, Goethe und dem Theater, und so kann ich Dir nur zurufen: Beneide mich, Feuerste! und erkenne die Magie darin, daß ich mich rettungslos in ihn verlor, obwohl ich es nicht merken ließ, und er es dennoch erkannte. Ach Vine, könntest du ihn sehen und seinen Geist! Außer-

dem hat er ein Geschäft, fast schuldenfrei, und ein Konversationslexikon auf Abzahlung, was obligat viel mehr ist als äußere Schönheit. Meinst du nicht auch? Wenn er auch kein Adonis ist — Du denkst jetzt gewiß an jenen, der mich auf dem Eise geführt, und den Du geliebt hast? Er ist dick geworden und trinkt, und der Meine ist mir lieber.

Ich habe ein bängliches Vorgefühl, als möchte ihn der Papa nicht so nach seinem reellen Werte beurteilen — wärst Du doch hier, daß ich mein Herz manchmal ausleeren könnte — (bei ihm allein kann ich das doch nicht, es muß auch nach der anderen Seite geschehen!). Du hast ferner eine merkwürdige Andeutung gemacht in Deinem letzten Brief, als wolltest Du Deine Tätigkeit nicht mehr auf dem Lande ausüben, seit Dir eine alte Base gestorben ist, und als wolltest Du eine Stelle annehmen? Frage doch mich um Rat, rede nicht so hintenherum, ich kann so was nicht leiden. Willst Du am Ende gar hierher? Oder hast Du gar schon eine Stelle? Kommst Du, wenn ich's haben will? Dann wirst Du ihn ja sehen.

Schreibe aber klar, daß ich weiß, woran ich bin. Ich umarme Dich als Deine überglückliche Rosine, noch Mahn, später G e, Du weißt trotzdem nicht, wer es ist!!!"

Nicht ganz so überschäumend gebärdete sich der Frißl; im Gegentheil, er war der Junfrau, seiner verlobten Braut, die ihm die Decke zu fünf Mark angehängt, gar nicht grün. Da hatte auch der Teufel die Hand im Spiel gehabt, daß es zu einer Verlobung gekommen war! Jetzt galt es, da es so weit gediehen, die Sache als Philosoph aufzufassen. Und um sich zu kräftigen und zu stärken, sagte er vor sich hin: — Reminiscenzen aus dem Konversationslexikon — Philosophen sind: Hegel, Fichte, Schleiermacher.

Feuerbacher, Hartmann und andere. So will ich's machen wie die und werde deshalb meinen Mann stellen."

Als er am nächsten Sonntag um drei Uhr das Haus Mahn betrat, angetan mit dem schwarzen Anzug, dem Zylinder und neuen Stiefeln, erworben bei der Firma Aaron Mahn, schloß der Dede nicht, wie das Rosinchen verheißten, sondern er war hellwach und sah den Besuch mitjamt dem Rosinchen sehr mißvergnügt an, erwiderte den Krakfuß des Herrn Fritzl Glöckle, Jean Messers Nachfolger, mit einem dito Krakfuß, der eher einer Verspottung gleichkam, und drückte sich nachdem er ihn exekutiert, alsogleich ins Hinterzimmer. Die Tante war ganz perplex und ließ ihre großen runden Augen ratlos an ihm auf und ab steigen. Ein Besuch im Hause Mahn? Was wollte er? Es kamen nie Besuche ins Haus Mahn.

Diese ganze, ihm fast feindliche Atmosphäre witterte der Fritzl heraus, das machte ihn sofort besangen. Ueberhaupt die ganze Luft vom Flur bis oben in die Stuben, der Duft des ganzen reichen aufgestapelten Krams hatten ihn vorhin beim Eintritt schon überwältigt und — wer glaubt's? — der Fritzl war genau wie ehemals die Krinolineline eine Zeitlang im Hausflur gestanden, ehe er es gewagt hatte, die Treppe hinaufzugehen. Es war da ein undefinierbares Etwas, nicht der vereinigte Geruch der großen imponierenden Vorräte allein, es war da noch etwas Hintergründigeres, ein verborgenes, verstecktes Klingeln wie von Goldstücken; das ganze gutgehaltene Haus mit den Treppenläufern und den dunkel gebeizten Stiegen hatte nicht bloß die Basis solider Bürgerlichkeit, für den Fritzl hatte es mehr, fast etwas Aristokratisches, Beklemmendes, und das „Dagerl“ aus der Obstlerleuchte bekam auf einmal einen Schreck über seine

Geburt. Verlobter, er, der Galgenvogel mit den drei mystischen Vätern, die sich verflüchtigten, wenn man ihnen nachforschte, mit dem alten schwammigen, zerfließenden Höferweib als Mutter, Verlobter, richtiger Verlobter einer Tochter aus diesem, ach, so reichen Hause?

Das machte ihn linksch, und als er dazu noch droben den Alten mit den bösen mißtrauischen Augen traf, und das Rosinchen ihn ganz fremd behandelte, verlor er allen Boden. Von Ueberlegenheit, von seiner Päßigkeit oder gar von „die Führung übernehmen“ keine Spur. Dafür mußte jetzt das Rosinchen sorgen.

„Es ist so schönes Maiwetter, wenn es Ihne keine Molestatione macht, könnten wir uns drauße ä bißl ergehe,“ meinte diplomatisch die Tochter des Hauses. Und er, in dem halbdunklen gegen die Sonnenstrahlen verwahrten, gediegenen Zimmer mit den tiefen Nischen sich ganz und gar auf schwierigem Terrain fühlend und dem Milieu erliegend, sagte sofort zu, kratzte und schabte als Zustimmung auf dem Teppich, obwohl ihm nichts ferner lag, als sich mit Aaron Mahus Tochter zu zeigen.

Das Rosinchen band nunmehr die Bänder des Herrenwinters unter dem Kinn zusammen, nahm ihren Knicker, ein Sonnenschirmchen, grün von Farbe und mit Fransen, das schon das schöne Malche selig gehabt, das aber noch „fast wie neu“ war, und folgte dem Frißl, der sehr unzeremoniell dem Ausgang zustrebte.

Auf der Straße war der Alp und Spul wieder von ihm gewichen, er war jeder Zoll der Meister Friß Glocke, Jean Kessers Nachfolger, und fuhr demgemäß das Chlonnenchträhle sofort an: „Sie (er sagte wieder „Sie“!), warum ham Sie denn Cahuan

Vatern nix g'sagt von der Verlobung und dem alten Frauenzimmer da? Han? Quat man so, wenn man verlobt is? — Und was han S' denn für a G'spreiz g'habt, daß eine Verlobung is und soan Verhältnis? Sie g'fall'n mir! Was ist denn des nachher wie a Verhältnis? Des mecht' i schon wissen!"

„Aber Gott, was sagschte dann Sie! Und was redschte so wüsch oberpfälzisch! Ich kann's nit höre! Hab ich dir versproche, gleich zu proklamiere die Verlobung in der Familie? Du warscht doch in der Wohnstub', und ä Verhältnis kommt doch nit in die Wohnstub'! Es is ä Verlobung, und daß alle des sehen, häng' ich mich in dich ein, Frißl, alle Deut' sollen's sehe, ich bin die Braut.“

Richtig hing sie sich auch fest in seinen Arm trotz seines Widerstrebens, und Frédéric le petit hatte auf einmal ein feines Porfüm in der Nase, Parfüm Mahn, ein hintergründiges Parfüm, komponiert aus ranzigen Stiefeln, muffigen Mänteln und allerlei Verstocktem, die ganze Ladenatmosphäre, die ihm eine Reihe von Vorstellungen auslöste — er ergab sich und dilettierte einstweilen in der ihm neuen Rolle des Bräutigams.

Sie regte ihn aber doch sichtlich auf, denn er schlug mit dem Rosinchen am Arm, ein Tempo an, daß das arme bebänderte Lamm und Hinkebein kaum folgen konnte. Die Locken wehten (heut zum unwiderrusslich erstenmal Locken!), die Bänder flatterten, wie eine schaukelnde Fregatte glitt das Rosinche hinter ihrem Herrn und Meister her und hatte Mühe, die äußerste Spitze seiner Hand in den schwarzen Rockärmel eingekrallt zu lassen.

Aber es ging, und nun fühlte es sich getragen, gebläht von Liebe und Eitelkeit und Ueberhebung, denn es war eine wirkliche Braut! Es lächelte unausgesezt, auch wenn der Frißl heftiger im Tempo wurde,

denn es wußte, was sich einer Braut geziemt, Holdseligkeit und Glück. Es brachte es sogar dahin, den Fritzl durch einen Druck seiner Hand zum Stehen zu zwingen und ihm sein hold errötendes Gesicht vor die Augen zu halten, quasi sich in Erinnerung zu bringen.

„Fritzl!“ flötete es und schaute verzückt aufwärts. Ja, das war die Liebe! Ein Duft von Männlichkeit umschwebte den Fritzl, zusammengesetzt aus schöner Schweigsamkeit, einem feinen Nachklang billiger Seife, von Horn und Eiseninstrumenten, der auch in den Sonntagskleidern haften blieb, alles beherrschend ein starker Tabaksgeruch, denn der Fritzl war ein leidenschaftlicher Raucher. Die Atmosphäre verwirrte (der Bube hatte nie geraucht!), machte fast unsicher und doch wieder so glücklich. —

Ja, das war die Liebe! und „Fritzl!“ flötete das Rosinchen zum zweitenmal.

„Ja, was ist denn? Was willst denn? Was denn?“

„Ach, wie lieb du g'rad' ausgehe hast! Könnten wir nit langsamere gehe? Siechsch, es macht mich müd', und die Leut solle uns doch als Brautpaar richtig sehe könne, die gucke immer und ärgern sich.“

„So, Schneckerl, so?“ — Die ärgerten sich? Die schauten sie an? — Da war er dabei. Daß er auch die Geschichte noch nicht von dem Standpunkt aus angesehen hatte!

Und sofort begann er, dem Rosinche zärtliche Augen anzumachen, tätschelte die Hand, die auf seinem Aermel lag, und war eifrig bestrebt, seinen Arm um Rosinchens Taille zu legen. Es sah alles ungemein verliebt aus, so sehr, daß das Bräutchen begann, sich zu genießen.

„Mit so arg, Fritzl, es braucht's jezt lang nit so arg.“ flüsterte es, „wart' vielleicht, bis es dunkel wird.“

Aber dem Frißl war's gerad' um das Hellsein zu thun, er wußte, was er dem Publikum schuldig war, und so führten sie zum Gaudium der Leute einen Kampf auf zwischen Zärtlichkeit, Verliebtheit, Verschämtheit und Abwehr, bis sie am Ziel ihrer Wanderung, einem Waldhäuschen, anlangten.

Dort erregte das kleine wunderliche Brautpaar Aufsehen. Das empfanden die beiden und streckten sich und schnäbelten wie Turteltauben. Mit dem Sitzen hatte es dann einige Schwierigkeiten, die Bänke waren alle zu hoch und das Chlonnenschträhliche mußte sich mit vieler Anstrengung hinaufbefördern; dabei kam es in einen sittlichen Konflikt mit der Krinoline, die ganz selbständig wurde und, allem Willen Rosinchens entgegen, stets bestrebt war, die untere, etwas tiefmütterlich behandelte Partie Rosinchens, die in Weiß und Dottergeld geringelten Strümpfen und, von oberhalb der Knöchel angefangen, in Beinleidern mit steif herausstehender Stiderei stal, zu entschleiern. Der Kampf dauerte einige Zeit und wurde unter dem Tische lautlos ausgeführt, also förmlich nur von der unteren Partie; der oberen sah man nichts von der entfernten Unruhe an. Er saß würdig, steil aufgerichtet sogar, mit einem Lächeln, als ob ihn der Tumult der finsternen Mächte der Unterwelt nichts angehe.

Das Rosinche war sich bewußt, daß es sitzend die beste Figur mache. Der aparte Rock und die zu lange Taille wirkten gewiß eindrucksvoller, wenn sie nicht von den zu kurzen — Tribut ihrer Klasse — und wackligen Beinen herumgetragen wurden.

Daneben nahm sich der Frißl wirklich klein aus, da er sonst ganz richtig gewachsen, nur zu winzig geraten war.

„Ich bin trotzdem wohlproportioniert,“ hatte er

vorhin gesagt, als es ihm Mühe machte, auf die Bank zu kommen.

Das Schlönnendhltrählsche verstand wohl, was er meinte, und gab den Trumpf zurück: „Ich imponier viel mehr, wann ich sitz, wie du. Ich weiß, ich hab en bedeutende Kopp, ich fall auf. Schön bin ich nicht, aber anziehend.“

Der Frißl brummte etwas als Antwort; er vertiefte sich in sein Weinglas, was ihm das Rosinchen schier übel nahm.

„Trinkst du jeden Sonntag Wein?“ bemerkte es mißlieblich.

„Bei festlichen Gelegenheiten und wenn's mich freut oder nix kost't.“

Dafür erhielt er einen süßlichen Blick des Bräutchens, der ihm aber doch etwas angeäuert dünken wollte; das Rosinchen saß bei einem kleinen Gläschen Bier.

„Die Leut' am Tisch interessieren sich alle vor uns,“ flüsterte das Rosinchen, „mach' und erzähl' was von deine Reisen, aber laut. Ach,“ rief es, „von Paris und London möcht ich hören und vom Theater, ich kann mich ja nit satt höre!“

Und prompt begann der Frißl:

„Paris ist eine große Stadt, eine sehr, eine große Stadt, und London, das muß man sagen, ist auch eine große Stadt und umfaßt viele Meilen Landes. In Paris fließt die Seine und in London heißt man ihn Themse, sind beide schön groß und breit und haben viel Wasser, auch Schiffe. Und Theater haben sie in jedener Stadt. Man hat grad die Wahl. Große und kleine und billige und teure. Kannst eine Oper sehen oder ein Trauerspiel oder gar eine Operette. Nur reden's in Paris französisch und in London dagegen englisch.“

„Und das hast du verstanden?“

„Oho! Soll mir nur einer hergeh'u! Mit jedem Franzosen und mit jedem Engländer sprich i wie ein Eingeborener: Bonjour Monsieur, Madame, Mademoiselle, good morning Mister, Miss und Mistres.“

Das Rosinchen schaute ihn verzückt an.

„All sin se weg, was du rede kannscht, und ich selber bin so verliebt, ich tät dich vom Fleck weg heirate.“

„Hm,“ machle der Frikzl, „aber wollen wir nicht etwa gar gehn? Es wird zu spät —“

„Noch ein bißche wart, es is so wunderschön, und nachher wird's auch dunkel,“ bat verschämt das Rosinchen. „Ach, ich weiß gar nit, was des auf einmal is, ich war früher doch auch verliebt und arg dazu, aber von dir möcht ich gar nimmer weg, und ich mein, ich müßt' dich immer umhalse!“ — und es begann zu zitieren:

„In deinen Augen habe ich gelesen,

Es blizte drinn von Liebe, Glück und Schein!“

— auf einmal freischte es auf: „Nein, nein! was sag ich dann! Da heißt's ja: „Behüt dich Gott, es wäre zu schön gewesen,“ — nein, Frikzl, nein! nit gewese! Nur des nit! Es ist doch jetzt zu schön! Findst du nit? Zum Verrücktwerde schön, und des soll sein und bleibe!“

So legte sie selig, aber vorsichtig, das herrenwinkerbehutete Haupt auf des Geliebten Schulter, vorsichtig, denn mit der großen Krempe des Herrenwinkers, die drahtlos war, war nicht zu spaßen, auch mußte sie die Hüte länger tragen als ein Jahr oder zwei, ferner war acht zu geben auf die Haare, die, der Festtagslocken ungewohnt, mit der äußersten Vorsicht behandelt werden mußten.

Der Frikzl hielt sich steckensteif; recht fest saß der neue Zylinder nämlich nicht, und er war nicht ganz

von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er einem Ansturm entfesselter erotischer Mächte von seiten der Braut standhalten würde, bei nur einigem Entgegenkommen seinerseits. Da er aber doch von der Notwendigkeit — auch von der Nützlichkeit — durchdrungen war, seinerseits etwas tun zu müssen, sagte er gerade in die Luft hinaus: „Ja Schneckerl, mein Schneckerl, mein Schneckerl bist.“

Plötzlich stieß er aber das „Schneckerl“ nachdrücklich von sich, daß es erschreckt und argwöhnisch den mühsam sonntäglich frisierten Kopf aus der zärtlich anjahnliegenden Pose hob. Was war denn auf einmal in ihn gefahren? Warum duldete er denn nicht einmal ihr schüchternes Rosen mehr?

Wie saß er da! Böse, nein wütend, Mund und Augen zusammengekniffen, rot wie ein Puterhahn. —

„Frisl, was haschde?!“ — da sah sie, wohin seine Augen gingen. Das war weiß Gott ein seltsames Trio, das auf sie zukam — auch das Rosinchen wurde rot wie ein Puterhahn, genau wie der Frisl und: „Maxl!“ schrie der kleine Kammachermeister in einem Tone, wie wenn er irgendeinen Buzi oder Waldl rufen würde: „Da gehst her!“ und: „Die Vinel!“ kreischte das Rosinchen in den höchsten Fisteltönen des Zorns. Wie kam denn die da her, wie kam denn die zum hinkenden Maxl! Den beiden aber voraus, von Herrn Frisl Glocke und seiner Braut keine Notiz nehmend, die Blicke gesenkt, ganz demütiger Stolz, wandelte der Kaplan im langen schwarzen Rock mit der stillen Sicherheit, zwei jagende und tappende Seelchen, zwei ratlose Schäflein an einer festen und soliden Schnur hinter sich drein zu ziehen.

Der Frisl sah nur den Maxl und lotste ihn förmlich mit beschwörenden Blicken herbei, während das Rosinchen an allen Gliedern vor Wut bebte und böse

Worte, die es nur vor Erregung nicht aussprechen konnte, auf seinen Lippen zitterten. Ja, es genoß schon im voraus die ätzende Freude eines hämischen Triumphes über die fassungslose und überrumpelte Freundin; das Herrschaftsbedürfnis aus der Kindheit Tagen war wieder groß im Rosinchen. Doch der Frißl ließ ihm keine Zeit zur Entfaltung, nicht einmal einen Atem lang, denn er fiel gleich mit einem Schwall von Anklagen über den stillen Maxl her, der ihm nur eine stolze und beleidigte verschlossene Miene entgegenstellte. Das Rosinchen sah schnell ein, daß es neben dem Bräutigam nicht aufkommen werde, und änderte seine Taktik. Es drehte sich kurzerhand um, dicht vor der Line, als die eben zaghaft die Hand ausstrecken wollte, und blieb so, ohne Wort und Gruß, den Rücken der Verblüfften zugewendet, stehen. Daß die Line sie um den Effekt der Vorstellung des Bräutigams gebracht hatte, verzieh sie ihr, abgesehen von dem heimtückischen selbständigen Handeln, nie! Auch dem Frißl grollte sie, der so hingenommen von seiner Wut war, daß er das, was ihm jetzt das Wichtigste hätte sein sollen, ihre Vorstellung, die Vorstellung seiner Braut vergaß. Er redete sich so in die Wut, daß seine Stimme überschnappte, er geriet ganz außer Rand und Band; denn der Maxl protestierte! Protestierte scheinbar ganz gelassen und stand fast überlegen, wenn auch in der Stellung eines trockenden Jungen vor ihm. Was er sagte, wurde allerdings vom Wirbel der Worte des im Innersten aufgewühlten Rampelmachers verschlungen. Einmal kriegte er aber das Oberwasser, nämlich als der Frißl nicht mehr schreien konnte. Und da sagte er ganz gelassen: „Warum sollte ich mir denn keine andere Gesellschaft suchen dürfen? Du suchst dir ja auch Gesellschaft und schaust dich nicht um mich um.“

Wenn es auch „ein Pfaff“ ist, mit dem ich gehe. Er hält was von mir, und er hat mir etwas verschafft — du wirst es noch nicht wissen — ich werde studieren können — er ist schuld! Und du? Du bist doch ebenso falsch wie ich, hast du mir von dem Verhältnis zu diesem Fräulein etwas gesagt?“

Hier wurde das Rosinchen wild.

„Was Verhältnis? Ich geb Ihnen ein Verhältnis! Bei mir gibt's kein Verhältnis. Wenn er's Ihnen nicht sagt, sag ich's!“ Damit drehte sie sich halb herum, um ja der Vene nicht den Anblick ihrer bräutlichen Erscheinung zu gönnen, knixte und sagte: „Ich habe hiermit die Ehre, mich vorzustellen als die legitime Braut ihres Freundes, des Rammachermeisters Friß Glocke; Fräulein Rosina Mahn, wenn ich bitten darf!“

Der Maxl zog, etwas aus der Fassung gebracht, seinen Hut, einen feinen neuen schwarzen — nicht bei uns gekauft, konstatierte das Rosinchen — und murmelte: „Ich gratuliere, aber wir kennen uns doch von früher schon, Fräulein Mahn!“

Doch ehe das Rosinchen, das etwas sauer süß lächelte, antworten konnte, brach der Frißl mit einem Hohngewieher in das friedliche Intermezzo ein: „Salt's Maul! Um das handelt sich's nicht. Um den handelt sich's. Der soll sich verantworten! Was gilt denn da die Verlobung! Um den gilt's! Leben oder Tod gilt's, verstanden? Ich oder der Pfaff, da gibt's nix, da hat er zu wählen. Ich bin nicht der Mann, der sich auf die Seite schieben läßt! Da wollen wir erst sehen! Mann gegen Mann, Aug' um Aug', Zahn um Zahn.“

„Ganz mein Fall,“ unterbrach das Rosinchen, und schleuderte einen bösen Seitenblick nach der Vene, die stumm und verständnislos da stand, ganz wie sie in

threr Jugendblüte im Mahnschen Hausgang gestanden war.

„Deine Fälle interessieren mich jetzt nicht! Es handelt sich gar nicht um dich, um den da handelt sich's, den Schleicher —“ tobte der Fritzl.

„Du bist nicht zurechnungsfähig,“ sagte der Maxl und stand ganz steif und gestreckt auf seinem gesunden Bein und sah völlig groß und würdig dabei aus, „ich rede später mit dir. jetzt such' ich den Herrn Kaplan auf. Habe die Ehre!“ Damit grüßte er auch das Rosinchen, steifer als nötig war, und humpelte dann, der Eine den Vortritt lassend, davon.

„Geh' zum Kaplan, geh' zu deinem Gönnner, geh' zu deiner Gönnnerin, ich weiß schon, geh' zum Teufel!“ schrie ihm der Fritzl nach. „Ich geh' auch, ich hab' genug!“, und er wäre wirklich gegangen, nein fortgestürzt, hätte ihn nicht das Rosinchen ängstlich an den Schößen seines Bratenrodes festgehalten: „Zahlen!“ rief es, „erst zahlen!“

Da hielt er an, wurde lammfromm, setzte sich, wenn auch immer noch laut schmähend, und wartete. Auch das Rosinchen wartete.

„No?“ sagte endlich der Fritzl.

„No?“ sagte das Rosinchen, aber keines zog den Beutel.

Während die Kellnerin anhaltend grinste, brachte der Bräutigam endlich unter viel Beschwer sein Portemonnaie heraus und berappte zornig murmelnd das seine, die Hebe mit ausdrucksvoller Gebärde an das Rosinchen weisend.

Das nahm sehr umständlich und mit Falten auf der Stirn auch sein Beutelein zur Hand, und, da es eine gute Rechnerin allezeit war, und darin durch nichts beirrt werden konnte, legte es die paar Nickel klipp und klar, ohne einen Pfennig zu viel oder zu

wenig auf dem Holztisch zurecht und hing sich, nun sofort zum Gehen bereit, an Frißls Arm, grüßte auch noch angelegentlichst zu Maxl hin, wobei Krinoline, Boden und Herrenwinkler wichtig mittaten, und folgte dann dem Frißl, der ein wahres Sturmtempo eingeschlagen hatte, das gar nicht dem Rosinchen, aber ganz seiner Stimmung angemessen war.

Der Heimweg in der Dämmerung war ganz und gar nicht so schön, als sich die liebende Braut den ersten Abend mit dem Geliebten geträumt hatte. Zwar störte er sie nicht darin, ihr Haupt auf seinen Arm zu betten, — bis zur Schulter reichte sie nicht ganz —, es wurde ihr aber auch das einigermassen schwer, denn der Frißl, von innerer Erregung getrieben, war stets einen halben Schritt voraus, was sie nötigte, die Sache nur andeutungsweise vorzunehmen und ihre Phantasie dafür spielen zu lassen. Doch störte sie der neugebackene Bräutigam zu ihrem nicht geringen Aerger immer dann, wenn sie gerade anfang, sich mit der Illusion abzufinden.

Zum Beispiel schimpfte er: „Das ist doch ein Malefizschleicher, der Maxl.“

„Ach, laß ihn! Jetzt bin ich ja da,“ flötete das Rosinchen.

„Ich werd'n aber dem Pfaffen abjagen, dem Bauernfänger —“

„Ach Gott!“ sagte das Rosinchen ungeduldig, „das ist doch nit wichtig! Wichtig bin doch jetzt ich!“

„Du —?“ machte der Frißl gedehnt. „Du hast auch ein Verständniß von der Sachlage! Wie lang' fenn' ich denn dich? — — Aber der Maxl ist mein Jugendspielgenosse, verstehst? Das ist was anderes, den will ich wieder haben, und den muß ich wieder haben!“

„Ah — ah — ah!“ spottete das Rosinchen, „den mußt du haben! Was ist denn an dem?“

„Dul' red mir net a so! Der Maxl ist ein Feiner! Einen Kopf hat der! Ich hab' schon früher eine Angst g'habt, der wird mehrer als ich. Mit dem sein Kopf! Man muß das nur kennen! Alles, alles könnt' der werden, wenn er meine kolossale Energie hätt', alles, sag' ich dir, was er wollt. Ich bin der Mann der Praxis, aber er ist wie ein Gelehrter, oder ein Dichter —“

„Ach, geh' mer doch! mach' keine Fagen! Ihr alle zwei dürst froh sein, wann ich mit euch umgeh; ich bin aus'in feine Kaufmannshaus.“

„Aaron Mahn, Gott der Gerechte, handelt mit alte Kleider und Schuh und die Mama Malche geborene Blumenstätter —“

„Jetzt schweigste aber, Frißl, wer wird denn so mit dem Heiligste Spott treibe? Du traust dir so was zu sage? Was bischt denn du für a Geborner? Hä — und dein Vater? — Und deine Mutter? Hä! Gelt, jetzt sagste nig! Meinscht, ich weiß die Geschichte nit? Ich war aber nobel und hab dein Affäre totg'schwiege; jetzt sei du nobel —“

„Was Geborener! Was Geborener!“ brummte der Frißl, „ich bin geboren, und das genügt mir, von wem ist effektiv Nebensache. Ich bin ich und damit basta. Wenn dir das nicht genügt, so sprich nur deine Intentionen aus, ich bin mir Mannes genug!“

„Gott, Frißl, nur des nit!“ schrie das Rosinchen erregt. „Ich bewundere dich doch durch und durch, ich will dich ja ungemein gern heirate, weil du anderscht bist wie andere Leut, und ich war immer fürs Aparte.“

„Jaja!“ sagte der Frißl noch etwas untwirsch, und duldete ihre Umarmung: so blieben sie eine Zeitlang

stehen, anzusehen wie ein liebendes Paar, da fuhr's dem Fritzl unversehens heraus: „Donnerwetter! Die Lina ist aber ein Frauenzimmer worden! Die hat aber eine Figur! Und weiß und rot ist sie auch —“

„So! sol so hascht du se angeguckt?“

„Ja, warum denn net? Sie ist doch dick genug und gefallen hat sie mir auch; ich war nämlich von jehet total für die Starcken eingenommen.“

„Fritzl, jekt beleidigst du mich, und wie!“ Schluchzend entzog das Rosinchen dem Bräutigam den Arm. „Ich bin nit stark und werd nit stark, du mußt schon auf so was verzichten! Nachher wär ich aber auch so anständig und tät bei de annere nit drauf gucke und grad bei der Lina nit, sie war ämol mei Freundin und kann's wieder werde, und sie schämt sich sowieso so arg deswege, und mich kränkschte damit! Siechsch, es wäre ja mein Ehrgeiz gewese, und es is mir so arg, daß es nit sein kann“ — und schwupps lag sie schluchzend an seinem Halse, und er tätschelte ziemlich ratlos und ziemlich mechanisch ihren Rücken, dem der Ehrgeiz auch nichts geholfen hatte, und sagte: „Mei Schneckerl, ja, ja, ja, mei Schneckerl bist,“ und brachte sie endlich etwas getrösteter, aber in einem Tumult von Gefühlen nach Hause.

Jetzt wäre ihr die Lina gerade recht gekommen. Nicht etwa, um ihr bedrücktes und etwas ratloses Gemüt zu entladen oder sich dies und das vom Herzen zu reden, nein, sie wähte sich gerade in der Verfassung, die Lina auf den Platz herabdrücken zu können, der ihr gebührte.

Hatte sie sich nicht geradezu empörend selbständig benommen? Wie kam sie überhaupt hierher und zu diesen Leuten, ohne das Rosinchen zu fragen? Was tat sie überhaupt da? Was waren das für Heimlichkeiten? —

Am meisten ärgerte sich aber das Chlonnenchltrählche immer noch, daß es um den Effekt der Vorstellung des Bräutigams gekommen war, ja, es mußte sich mit dem widerwärtigen Eindruck herumschlagen, daß in dem Augenblick der Begegnung die beiden Begleiter der Lina eigentlich dem Fritzl überlegen waren. Er hatte sich gar nicht wie ein stolzer Mann und Bräutigam gebärdet. Und das sollte sie nicht erzürnen, daß er sich gerade diesem Kaplan gegenüber die Blöße gegeben hatte, wo er doch gerade mit ihm rivalisieren wollte? Und daß ihn die Lina zum erstenmal so sehen mußte! Und noch eines beunruhigte das Rosinchen ganz besonders. Wie kam die Lina dazu, keine Krinoline mehr zu tragen? Die Röcke lagen eng über ihrer Leppigkeit — das war geradezu skandalös! Kein Wunder, wenn die Männer danach schauten! Wer hätte der Lina je so etwas zugetraut! Ach, jetzt wäre sie in der Stimmung gewesen, die Abtrünnige tückisch herzuzehmen, es wäre ihr ein Genuß gewesen, ihr alles vorzuwerfen und sie wartete ungeduldig auf diesen Genuß.

Doch — war es denn möglich — die Lina kam nicht! Das Rosinchen sah vergeblich Tag für Tag die Straße hinauf und die Straße hinab, die Lina wollte nirgend's auftauchen. Es mußte ja etwas vorliegen, es war undenkbar, daß die Lina sich überhaupt getrauen würde, in der Stadt zu sein, ohne sich einzufinden! So was ließ sich die Lina nicht zuschulden kommen, dazu hatte sie ja gar nicht die Courage! Das wußte das Rosinchen so sicher, so sicher!

Aber da hörte es im Geschäft so mancherlei, was zu denken gab. Die Lina sollte hier in Stellung, die Lina sollte sogar in einem vornehmen Hause, bei der Baronin Bohberg sein, die nach dem Tode des Barons von ihrem Gute in die Stadt übergesiedelt war.

Daher die Beziehungen zum hinkenden Magl und zum Kaplan, der, wie die halbe Stadt wissen wollte, der eifrigste Besucher der fromm gewordenen Baronin war!

Das sollte die Vine alles allein zustande gebracht haben, ohne den Rat der Freundin? Wer das glaubte! Das Rosinchen lächelte ungläubig und zugleich etwas spöttisch vor sich hin. Würde die Vine wohl in dem vornehmen Hause auch stundenlang im Vorplatz stehen bleiben, bis sie endlich jemand glücklich entdeckte? Und war sie etwa, dies ungewandte und linkische Ding — haarsträubend, sich das auszumalen! — Kammerjungfer dort oder gar Gesellschafterin?

Das Rosinchen plakte fast, so breit machten sich diese Fragen in seinem Innern. Es war keine Kleinigkeit, sie allein mit sich herumtragen zu müssen, eine ganze Woche lang!

Der Bube und die Tante, die anfang, schwerhörig zu werden und nichts richtig verstand, waren gar nicht dazu veranlagt, solch wichtige Sachen gebührend zu behandeln, und der Frihl — es war eine Schande! — ließ sich überhaupt nicht sehen, das Rosinchen war außer sich!

Von fern erblickte sie ihn wohl einmal, eifrig auf den Magl einredend. Das war eine saubere Welt!

Der Bräutigam scherte sich jetzt, wo sie noch nicht einmal richtig verlobt waren, wo er in den höchsten Flammen hätte stehen sollen, überhaupt nicht um sie; es war ihm scheinbar viel wichtiger, mit seinem alten Spezl ins Geleise zu kommen! Und die Vine kümmerte sich gar nicht um die ehemalige Intimität, die doch jetzt dem Rosinchen so innig erscheinen wollte; nicht einmal ein paar Zeilen zur Aufklärung oder ein Brieflein, das, wie sich's gehört hätte, um Verzeihung bat, schickte sie!

Am Sonntagnachmittag tönte herzhast die Hausglocke, viel zu herzhast für den Frihl (das Rosinchen hätte ihm das freche An-der-Blocke-Ziehen übelgenommen!), und es erschien, ganz wie wenn sie das Recht zu dieser Art von Einführung hätte, die Lise.

Und wie erschien sie! In einem nagelneuen schwarzen Kleid, Trauer für das Haus Lohberg, eng anliegend, letzte Mode, feiner Stoff, die blonden Haare üppig frisiert.

Die ganz veränderte Erscheinung der Lise machte das Rosinchen wütend, ja fast ward es ein wenig aus der Fassung gebracht durch die neue Lise. War denn das dieselbe, über die das Chlonnenchttrählche so viel Macht gehabt hatte? War das die Lise, die stundenlang unten im Vorhaus gewartet hatte, ohne es zu wagen, die teppichbelegte Treppe hinaufzusteigen? Da stand sie und senkte nicht einmal die Augen, geschweige denn den Kopf. Zwar, die Verlegenheit brannte ihr sichtbarlich auf den dicken roten Backen, aber da war ein Etwas, was das Rosinchen nicht definieren konnte, ein Hauch vom Hause Lohberg, adelige Luft wohl; trotz des bescheidenen Grusses der Lise roch man sie heraus. Natürlich, die Courage ließ sich das Rosinchen nicht ablaufen, dazu gehörten andere Leute als die Lise, aber es war ungemütlich, herzhast ungemütlich, denn das Rosinchen fand auch nicht den rechten Ton.

„So?! Du bist wohl aus Anstand gekommen, denn ich kann's nit glaube, daß du etwa so spät aus Freundschaft kommst!“

„Aber Rosinerl, sieh mal an, ich bin doch in Stellung bei der Baronin Lohberg —“

„Ach, tu doch nit so affektiert, sieh mal an, und prahl nit mit deiner Baronin, ich will nix wisse von ihr; von dir will ich wisse, und wie das menschemög-

lich ist, daß du das alles ohne mich gemacht hast! Des is a Verrat an der Freundschaft, daß du's nur weißt, und ich vergeß dir des nit; aber jetzt erzähl, setz dich und red!"

Die Lina setzte sich; auch nicht mehr wie früher auf die äußerste Kante des Stuhles, sondern so fest mit ihrer ganzen Fülle hinein, daß der alte Stuhl ordentlich knurrte.

„Du bist jetzt ja recht ungeniert nobel geworden, scheint's," sagte das Rosinchen pikiert. „Und dich bischte! 's is nimmer schön.“

„Aber schwarz macht mich schlank und steht mir sehr, sagt die Frau Baronin.“

„Sagt se? Sagt se? Und sonst nix? Weiß die nix, wie dir Eitelkeit in de Kopp zu setze?“

„Ach nein, liebes Rosinchen, du kennst sie ja gar nicht!“

„Ich bin nit dein „Liebes Rosinchen“, und ich kenn se und hab von ihr gehört, von ihr und von dem Kaplan —“

„Ach, das ist es ja,“ fiel die Lina ganz gegen ihre frühere Art leidenschaftlich ein, „deshalb bin ich ja engagiert, es ist ein Vertrauensposten; sieh, ich habe eine unendlich verantwortungsvolle und einflußreiche Stellung, ich bin diejenige, die die Unantastbarkeit der Frau Baronin nach außen vertritt, ich bin die Gardedame sozusagen.“

„Bei der alten Schachtel,“ lachte das Rosinchen giftig.

„Sie ist doch nicht alt und sehr stattlich, und sie will doch auch ihre Reputation haben.“

„Was stattlich! Wie wenn des auch a Verdienit wär, sich Speck anzuschaffel! Und ihre Reputation will se hamwel Blech! Ihren Plaffe will se hamwe!“

„Das ist empörend!“ schrie die Lina, „es ist ein

frommes Haus, ein vornehmes Haus! Das muß ich besser wissen! Ich bin dafür da und immer in ihrer Umgebung; sie ist eine fromme Dame, ja stundenlang betet sie mit dem Herrn Kaplan, ihr Sinn ist ganz dem Weltlichen abgewandt, und ich wurde deshalb von dem Herrn Kaplan hingerufen, der mich vom Dunkel her noch kennt und der ihre Eigenschaften und die meinen wohlabgewogen nebeneinander verglichen hat und zu dem Endziel gekommen war, daß ich sehr gut geeignet sei, diese Funktionen auszufüllen, wo ich nebenbei auch noch Nähe und verschiedenes in der Umgebung der Baronin ausbessere. Ach Rosinchen, was ist das dort herrlich! Diese Feinheit! Diese Mehlspeisen! Das Dorf, die Bauern — entsetzlich! Sie haben mich nie verstanden und haben mich unglücklich gemacht, wie ich ihre Kleider. Das war wirklich ein Geschenk des Himmels, daß ich von der alten Baie erbe; da stand auch gleich mein Entschluß fest, dem Antrag des Herrn Kaplans zu folgen.“

„Was?“ schrie das Rosinchen, „geerbt, richtig geerbt hast du, du? Des auch noch?“

„Ja, ganz wie der Maxl, wir zwei Armen! Nur nicht so viel.“

„Also darum! So sehe die Leut aus, wenn sie erbe, und so werden sie gegen frühere Freund! Pfui Tausend! Und was wird's denn sein? Hundert Mark? Ich hab' gemeint, alte Kleider!“

„Rosinchen, du bist nicht nett mit mir!“

„Gott, wie gebildet! Die Possen tät ich dir gern vertreibe. Nein, ich bin nit nett mit dir. Warst du etwa nett mit mir? Ich will doch gar nit nett mit dir sein! Merkst du denn des nit, daß ich mich halb tot ärger über dich! Ich ärger mich auch, daß du geerbt hast, daß du's nur weischt! Und ich ärger mich ara, daß der Maxl geerbt hat. Das wär' auch besser an

andere Leut gekomme, die hätten was drauß gemacht, wo se doch Geischt und Unternehmung und das Gontie dazu hamwen! Ich wer's dem Frißl gar nit sage! — Ist das Geld von dem alten Baron?"

„Ja, der Mayl ist ja nun leider der außer-eheleiche Sohn, mit Respekt zu sagen, des Seligen, er wird's schon sünnen, der Mayl. Der Herr Kaplan hat dem Herrn Baron selig so viel erzählt von den vielen Anlagen, die er hat. Von Aug zu Aug den seligen Herrn Baron zu sehen, hat er freilich nimmer das Glück gehabt, aber zur Frau Baronin darf er hie und da kommen.“

„Hör mer auf! Du redst, wie die Dienerschaft in eme vornehme Haus! Ich laß dir dein' Vornehmheit. Jrgend was muß so ä armseliger Mensch hamwe. Und dein bißl Erbschaft! Es langt doch nit zu an Bräutigam. Da hab ich ein, auf den kann ich mit reiflicher Ueberlegung stolz sein, wenn ich auch nit so üppig und so vornehm bin wie du, 's Geld und de Bräutigam hab doch ich!“

„Ja, das hast du, und ich kann's sehr wohl verstehen, daß du stolz darauf bist, besonders auf den Bräutigam. Er muß sich ja merkwürdig entwickelt haben, so eine Art Gewaltnatur und sehr mächtig in der Liebe, wie mir der Mayl sagte, der, wo er doch schwächlichere Eigenschaften besitzt, gar viel Respekt vor ihm hat. Weißt du, Liebe, so was, so eine Herrschernatur, so ein Machtmensch imponierte mir auch. Das wäre etwas Feines. Der Mayl, ach! das ist so ein Träumer, so ein Stilller, Schüchternex, ich glaube, am liebsten wär' er ein Dichter, meint die Frau Baronin! Er traut sich's nur nicht zu sagen; denk dir, so einer, der in den Zeitungen steht, an dem man sich begeistern kann auf andere Art! Das ist auch sehr schön und sehr begehrenswert, aber bei der

Männlichkeit liebe ich mehr das Reale. So zart und träumerisch sein kann ich selber. Wer hätte das gedacht, Rosinchen, daß das aus den zweien werden sollte! Stell dir doch vor, Liebste, wie die früher waren, der Nagl und gar der Frißl, auf dem Eis zum Beispiel!"

"Red doch nit von so dumme Sachel Das is ä Stwigkeit her, davon weiß mer niz mehr. Da sagt se auch noch, sie is zart! Ne Hans bischdel Von so ne Sache red mir doch weiß Gott nimmer. Der Frißl is, wie er jetzt is, kapierst des nit! So ganz ä Mann und ä gemachter Mann. Da red't mer nit von ‚was war‘, da scheniert m'r sich. Und so affektiert brauchschst du auch nit zu sein und mich ‚Liebste‘ heißen, davor hab ich de Frißl!" sagte stolz das Rosinchen. „Was de sonst sagschst über dein Geschmacl von de Männer, interessiert mich nit arg, ich hab meine eigene."

„Aber das gehört sich unter Freundinnen, die Frau Baronin heißt das Konfidenzen machen."

„Hat se dir auch schon Konfidenzen gemacht?" höhnte das Rosinchen. „Sie hat ja heimliche Sachen genug zu reden, die edle Seel'."

„Sie hat nichts zu verbergen, diese makellose Frau. So rein, so edel, so — — nun eben ganz wie der Herr Kaplan auch, ich muß dich bitten, da ich sie hochverehre und die Hand für sie ins Feuer lege."

„Is mir ja eigentlich egal; meintewege bet se mit zehn Kaplan, und du bet'st mit. Ich hab mein Frißl, und das is was anderes, und da wirfste gucke, und da kommt er."

Die Dine wollte sich sofort empfehlen: „Ich kann diskret sein," sagte sie.

„Ach was! Darum handelt sich's doch nit! Ich will dir de Frißl zeige und du bleibschst da."

Das war ganz der frühere Kommandoton, und die Dine blieb. Steckensteif, ganz wie in alten Zeiten,

stand sie in der Ecke, aber steckensteif stand auch der Fröhl. Noch immer überwältigte ihn das Interieur des Hauses Mahn, noch immer revoltierte er aber auch gegen diese Vergewaltigung, ohne sie abwehren zu können, das sah man ihm am Gesicht. Wenn nur wenigstens der alte Aaron nicht hinter ihm dreingehumpelt wäre!

Es lief ihm fast ein Frösteln über den Rücken, als er seine Stimme hörte:

„Nun, Monsieur Cloche, Frédéric le petit, setzen Sie sich! Ich will Sie aber vorher der Vine vorstellen, die so schon große Augen an Sie hinmacht. Also, Vine, des is der Herr, nein der Monsieur Cloche aus Paris und London, ne Friß Cloche vun hier. Paß uff und guck ihn genau an! So sehen die gefährlichen Weiberkenner aus! Er wird uns jetzt gewiß gern was von seinen Reisen erzählen, das kann er prächtig!“

Die Vine schaute verwirrt von einem zum anderen. Wie sonderbar sah diese Verlobung aus! Der Bräutigam saß da, wie die Maus in der Falle, und das Bräutchen rutschte unsicher auf dem Stuhl umher, schoß böse Blicke nach dem Date und bittende nach der Vine, die endlich verstand: das war noch eine Brauttschaft sub rosa, und die Beziehungen waren sehr zart. Da reckte sich die Vine auf, nun sollte das Rosinchen sehen, daß Zartheit und Diskretion ihr Fall waren! Sie stieß das Rosinchen vertraulich an und sagte:

„Ach ja, meinst du nicht auch, es wäre schön und sehr angebracht, wenn Herr Cloche von Paris erzählte?“

„Ach freilich, Herr Cloche, so erzählen Se's doch noch ämol!“ bat das Chlonnenchlträhliche und sendete Blicke nach ihm, die der Lage Rechnung tragend,

bewundernd, genau besehen, auch sehr bräutlich sein konnten.

Der Frißl legte die beiden Schöbe seines Bratenrocks zurecht und versetzte den Zylinder, den ihm niemand abgenommen, in drehende Bewegung und begann, beunruhigt durch die zwinfrigen Augen des alten Mahn, sich öfter räuspernd:

„Jaja, Paris ist eine große Stadt, die wo ungemein viel große Plätze hat und viel hohe Häuser. Es hat einen Fluß, die Seine, wo viele Schiffe darauf sind, ich bin selbst darauf gefahren, auch auf dem Omnibus oben auf. Es gibt dort Straßen, so lang und so breit, zehnmal so lang wie die Gimgaß, g'wisß und wahr. Und Theater hat's, prachtvolle, man wird darin gebildet, ohne daß man's darauf abgesehen hat. Das Reisen bildet überhaupt und man kriegt einen Gesichtskreis.“

Der alte Mahn legte den Kopf bedächtig bald auf die eine, bald auf die andere Seite, drückte auch immer ein Auge dabei zu, genau wie ein Papagei sah er aus, der intensiv zuhört und lernen will. So hörte er sich Paris an und wollte auch nach London mit.

„Eine, is des nit ä gebildeter Mann? Wie er erzählt! So wesentlich und so eingehend! Nit Monsieur Cloche, Sie waren doch auch in London?“

„Aber gewiß,“ sagte der Frißl stolz. „Ist auch eine große Stadt, ich für mein Gusto ziehe Paris vor. Nebel hat's viel, und einen Fluß, der wo die Themse heißt, und prachtvoll viele Gebäulichkeiten. Man kriegt auch dort einen höheren Gesichtspunkt, aber Paris hat das Höhere für Menschen meines Schlags. Verkehrt ist ein großer, ich glaub, im Konversationslexikon steht, eine Million Menschen kommen am

Bahnhof jeden Tag an und strömen in sein Inneres, so viel Industrie hat's."

"Sind Sie auf der Walz bis London gekommen?" fragt der alte Aaron dazwischen.

"Nein," entrüstete sich der Frißl, "was net gar! Mit der Bahn, alleweil mit der Bahn. Mir hat's im Ausland was tragen!"

"Respekt, Monsieur, Frédéric Clochel Bis nach London mit der Bahn?" —

"No, warum denn net?" sagte plötzlich pagig der Frißl.

"So? Ei! ei! Hawwe se ä Bahn übers Meer gebaut?"

Der Frißl wurde dunkelrot. Wenn er nur dem Alten an die Gurgel hätte springen dürfen!

"Natürlich zuerst mit dem Schiff," schrie er, "das weiß doch jeder, das braucht man doch net zu sagen."

"Ich nit, Monsieur, entschuldigen Se, ich bin so alt-modisch und les' auch nig und weiß so viel nit. Drum bin ich so froh, daß Se uns manchmal beehren. Und lasse Se sich jetzt nit störe; das nächstemal erzähle Se mir alte, unwissende Mann von Amerika und Hinterindien." Damit machte er dem Frißl eine tiefe und ironische Verbeugung und ging.

"Lesen Sie das im Konversationslexikon nach, wenn Sie sich bilden wollen, wie andere Leut auch!" rief ihm der Frißl wütend nach. Dann sprang er auf, ganz außer sich, und schrie das Thlonnenchsträhliche an, ganz uneingedenk der Sine:

"Dein Alter sieh't's darauf ab, mich zu blamieren! Der will mich gewiß hier ruinieren! Grad wie wenn ich ein Schwindler wäre, tut er. Und du stehst dabet und läßt dir das bieten! Was soll denn ein gebildeter Mensch davon denken?"

Das Rosinchen hielt sich tapfer. Es war auch dieser Tage ganz gewachsen. Zwar hatte es Tränen in den Augen, was sich eigentlich nicht übel machte, aber es hüpfte entschlossen und liebeich zugleich auf den empörten Rumpelmacher zu, legte den bedeutenden Kopf an ihn an, und in dieser bräutlich hingebenden Pose sagte es feierlich: „Hier bin ich! Vor der ganze Welt nehm' ich dich in Schuß, und an deiner Brust fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Darauf schmiß es einen bedeutsamen, fast triumphierenden Blick auf die Vine, und dann erst sah es wieder schmachmend zu Fritzl auf. Der tat zwar noch etwas männlich empört, besonders als er Vines furchtsame Blicke auf sich gerichtet sah, und meinte dann wegwerfend:

„In dem Haus mag ich nicht bleiben, jetzt gehn wir spazieren.“

„Wo werschdel!“ kreischte das Rosinchen, immer noch an seiner Brust, „wo mer so schön im Gefose sind!“

Doch der Fritzl versöhnte sie: „Mir gehn extra per Arm, Schneckerl.“

Drunten auf der Straße rückte er seinen Zylinder unternehmungslustig auf die linke Seite, „ganz pariserisch,“ bemerkte er wohlgefällig, spreizte seine beiden dünnen Arme wie Hentel aus und lud freundlichst ein, daß sich je eine Dame an einen dieser spitzen Hentel hänge.

Die Vine nahm verschämt und verlegen, und das Rosinchen bloß verduzt den Hentel an.

So, eine weiße Dame links (das Thlonnenchlträhliche war in Weiß erschienen) und eine schwarze rechts, ging er, den Zylinder schaukelnd und eine lange Virginia im Munde, durch die Hauptstraße. Hinter ihnen sang ein Kange, ganz Fritzl früherer Zeiten:

„Ich und mei Knipperknapp,
 Gehn mer spazieren;
 Geh nur her, Knipperknapp,
 Daß dich schön führen.“

„Gehn mir an der Frau Mama vorbei, so zu dritt, ich und die zwei feinen Damen.“ kicherte er in plötzlich erwachter Laune, „du sollst sehen und merken, was ich durch mich bin, und wie ich meine Herkunft verachte.“

Als sie an Mama Nebi Glodes Behausung vorüberkamen, legte er, wie wenn er gebieterisch Besitz ergreife, seine Hand fest auf des Rosinchens Arm, Rosinchen aus dem Hause Mahn, das jeder kannte, Rosinchen mit den Achtzigtausend, das Knipperknapp.

Und richtig stand sie da, die unverehelichte Mutter Glode, und hinter ihr sonderbarerweise eine zweite, etwas verjüngte Mutter Glode, ebenso dick, ebenso hilflos in den Umrissen, und dahinter, man denke, tauchte noch etwas auf, das die verwandtschaftlichen Linien durchaus nicht verleugnete, sehr jugendlich zwar, etwas bleich und zart, und die drei Generationen starrten nach dem Frißl mit seinen Damen; wie eine elektrische Zündung war das von vorn nach hinten übergesprungen. — Der Frißl hob die Beine ordentlich hoch und trug den Nacken steif. Da war endlich wieder einmal etwas, was den Menschen erhob; er drückte vor Ueberraschung der Gefühle die Arme der beiden Frauenswesen an seiner Seite gleichermaßen heftig an sich.

Nachdem sich die Line verabschiedet hatte, verdarb ihm freilich das Bräutchen die hochgemute Stimmung etwas.

Es überhäufte ihn mit Vorwürfen:

„Du hascht immer nach der schwarzen Seit' hingesehe! Lüscherne Blick haschde hingeworfen!“, war aber zuletzt doch ganz Weh und Zärtlichkeit.

„Mußt es ausnützen, wenn sie elegisch ist,“ dachte der Frißl und wurde prompt seinerseits ganz Liebe und ganz Leidenschaft. So sehr, daß das Rosinchen im Abenddunkel oft jüngerfräulich aufkreischen mußte, und außer Atem und jaghaft hervorstieß: „Gott, schickt sich denn das, wann mer doch nit so eigentlich verlobt is?“

Beständig kämpfte es — auch in der Folge — einen Kampf zwischen der Sitte und der Leidenschaft, die es haben zu müssen glaubte, um diesen gewiegten Kenner des weitlichen Geschlechts, dieses Hätschekind der Weiber, zu befriedigen, sich nichts zu vergeben, und ihn doch nicht zurückstoßen. Das hing ja immer an einem Haar!

Man wurde ordentlich zappelig dabei, beinahe nervös, was dem Rosinchen bisher sehr verächtlich erschienen war, das „nervös sein“. Und — schade, schade! Das frühere feste und unbefangene Drauflosgehen in der Liebe, die ehemalige süße Benommenheit, der holde Taumel waren dahin.

„Fascht is es ä Verstandeslieb', wär' nit die Unsicherheit dabei.“ meditierte Rosinchen.

Sie fürchtete, sich vor diesem Eingeweiheten in der Liebe zu blamieren, denn sie wollte sich erfahrener zeigen, als sie war, freilich nicht allzusehr, das konnte ihn ja verschrecken! Es war herzlich schwer, mit ihm verlobt zu sein. Auch in den folgenden Wochen empfand sie das.

Stets kam er auf dasselbe ihr durchaus fatale Thema: „Siehst es, Schneckerl, die Liebe besteht nicht nur im Gernhaben und Küssen, und dadavon verstehst du net gar viel, das sind nur die sogenannten Anfangsstadien. Die Liebe muß obligat zu Opfern bereit sein. Schau, zum Beispiel die Runi!“

Nun kam immer wieder die Geschichte von dem

„schönen Mehlwurm“, den schon ihr Vater nicht hatte leiden können. Nichts blieb ihr erspart. Alle Stufen von Kunis Liebesbezeugungen mußte sie mit durchmachen, von den unschuldigen Dampfnudeln an bis zur weniger unschuldigen Remontoir der späteren Jahre.

„Die hat eine einfache und recht verständliche Art gehabt, Zweifel in der Liebe zu zerstreuen.“

Krawatten, Busennadeln, Taschentücher, Goldsüchse, Zigarren, nichts verschwieg er ihr. „Da zweifelt man nimmer.“

„Gott, Fritzl, wie blöd muß se gewesen sein! Und so was hascht du geliebt?“

„Da siehst man ja dein Verständniß! Mit dir kann man ja nicht über Kardinalpunkte in der Liebe reden!“ schraubte der Fritzl.

Auch wenn die Vene dabei war, drehte er mit Vorliebe das Gespräch nach dieser Seite, und die Vene brachte ihm scheinbar mehr Verständniß entgegen als die Braut, sie war ganz Ohr.

„Die ist viel verständnisreicher als du!“ bemerkte der Fritzl anzüglich.

So? Is se des? Und wie hascht du des rausgebracht? Paßt du so auf se auf? Und warum muß se denn immer dabei sein und in dich neirede und du in sie? — Meensch, des paßt mer? Des paßt mer gar nit! Die Hauptperson bin ich, verstande? Mach' du nur verstohlene Auge an sie hin, an den dicke Sack, g'fallt se dir denn gar so?“

Der Fritzl drauf mit Würde: „Ich hab nie kein Sehl nicht daraus gemacht, daß ich eine Neigung zur molligen und weichen Neukerlichkeit bei Damen habe. Deshalb sind mir geistige Kapazitäten, so wie du sie hast, auch sehr hauptsächlich. Das war ja grad anzüglich für mich an dir. Alles wäre schön und recht,

aber du verstehst die Liebe nicht. Bist du denn zu einem Opfer zu bringen? Zu gar nichts. Nicht einmal die Verlobung setzt du durch bei deinem Vatern. Keinen Verlobungsring kann ich nicht aufweisen, nicht das geringste, das zeigt, daß du nicht aus dem teuersten deiner Gefühle heraus liebst, wie es in einem Manne meiner Konstitution erwünscht ist. Nichts habe ich aufzuweisen, was meine Liebe befriedigen könnte!"

Das Rosinchen heulte direkt hinaus vor Ratlosigkeit: „So, des is die Lieb! Hab ich mir auch anderscht vorgestellt! Ich bin ganz konfus. Was soll ich denn noch tun? — Ich widerstreb dem Pabe, ich widerstreb meiner eigene Jungfräulichkeit, denn ich küß dich und bin nit verlobt, ich häng mich in dich ein und bin nit verlobt, ich geh bis an die Grenz, wo mer gehe kann, und du bist noch immer nit zufriedel! Ich bin keine glückliche Braut! Weit gefehlt!"

Und schluchzend hing sie sich wieder einmal an seinen Hals, daß er Mühe hatte, sie loszukriegen. Ja, der Sieg war ihm leicht geworden, aber es war ein Sieg, der ihm nachher Schlappe auf Schlappe beibrachte. Er kam um keinen Fuß breit weiter, und nichts wollte sie verstehen, an ihrem naiven Geiz scheiterte alles. Schon längst hätte er alles über Bord geworfen, aber wirft ein Mann von Weltersfahrung achtzigtausend Mark über Bord, auch wenn sie sehr in der Ferne stehen? — Der Alte! der Alte! Es schüttelte ihn ordentlich, wenn er daran dachte, wie der im Hinterzimmer saß, und wie ironisch er ihn dort als Fremdling behandelte! Man bot ihm in diesem Heiligtum keinen Stuhl an, geschweige denn ein Glas Wein oder Bier. Nicht nagelsgroß, nichts, nichts, nichts konnte er vorzeigen aus dem Hause Mahn, außer er hatte es bezahlt. Trotz aller Verliebtheit saß das Rosinchen wie angeleimt auf dem Geldsack. Fiel ihm gar

nicht ein, auch nur einmal zu bezahlen, wenn sie des Sonntags nach den Vergnügungsplätzen zogen, fast immer von der Vine begleitet, die, ohne Aufforderung, meist puterrot und verlegen, an irgendeiner Ecke auftauchte und auf Frißens Einladung hin sich anschloß, ohne auf des Rosinchen's Protest zu achten.

Die Vine berappte auch manchmal sehr rasch und sehr verlegen für alle drei, zu Rosinchen's Gespött

„Natürlich! Die Kapitalistin!“ spottete es.

„Wieso?“ meinte der Frißl interessiert.

„Hat se nit gemacht ä Erbschaft?“

Daraufhin sah der Herr Rumpelmachermeister die Vine, oder „die Fräulein Vini“, wie er sie nannte, noch einmal an, und sie verlor durchaus nichts bei ihm mit der Aureole der Erbschaft. Das Rosinchen witzelte und spottete aber so lange fort über die Erbin, bis die Vine überhaupt ausblieb. Doch das konnte die Freundin erst recht nicht ertragen.

„Was is denn des mit der Vine?“ fauchte sie den Frißl an. „Was bleibt se aus ohne Entschuldigung? Is doch ä Frechheit!“

„Die Fräul'n Vini meint, sie geniert doch nur, und mit deiner Freundschaft sei's überhaupt aus.“

„So? Sie soll nur allein komme, dann will ich ihr zeige, was Freundschaft is. Und wo siehst du diese Dame, möcht ich bitten, fragen zu dürfen, diese Dame, die du Vini heißt!“

„Wo? Ich bin doch ein öffentlicher Geschäftsmann! Jede Weiblichkeit kann mich frequentieren. Ich muß doch florieren! Soll ich denn das nette runde Fräulein zu der Thür hinauswerfen? Da wäre ich ein Industrieller! Da mußt du dich dran gewöhnen! Das bringt Geld, meine Liebe, die Freundlichkeit, das is Geschäft, da denk ich anders geartet als wie der Maxl zum Beispiel.“

„Der Maxl!“ machte das Schlonnenschlträhle verächtlich. „Der! Der will a Dichter werde, der geht auf die Universität und studiert auf die Dichterei!“

Der Frißl hielt in seinem gewöhnlichen Sturmschritt, der das Rosinchen noch immer aus der Fassung brachte, inne, und seine Stimme zitterte, als er sprach:

„Auf die Universität? Wie des?“

„Wie des?! Geerbt hat er, und Talent hat er, sagt der Schutzgeist von der Baronin, der Herr Kaplan, und da schicken se ihn fort, daß er ihnen nit gar so im Weg is und daß was aus 'm wird, vielleicht wird er gar noch der richtige Sohn! Hat denn die Bine nit davon gesagt?“

„O nein! Die ahnt, daß mir so etwas weh tun könnte! Die ist net wie du, die ist eine Seele von einem Pöper.“

„Was du nit sagst? Und wie merkst du des?“

„Das hat ein Mann meiner Erfahrung im Gefühl. Sie redet überhaupt net übern Maxl.“

„Warum, wenn ich bitte darf?“

„Er hat sich halt stark in sie verliebt.“

„In die Bine?“ Das Rosinche schlug ein unbändiges Gelächter auf: „Des is zum Totsachen!“

„Was is des? Zum Totsachen? Gätt nur die Bine deine achtzigtausend, ich wüßt, was ich tāt!“

Und damit schob er sein Wunschhütlein vom einen Ohr aufs andere, schmiß — das Ende des Gespräches fand im Baden statt — die Ladentür dröhnend hinter sich zu und stürzte fort.

Das Rosinchen wollte ihm noch etwas Spöttisches nachrufen, ließ es aber und hinkte in das Hinterzimmer. Dort sank es kraftlos auf den Drehstuhl, hob die Arme auf das Pult, das es nur schwer erreichte, und legte den gequälten und wirren Kopf d'rauf. Als seiner Meisterschaft im Hinaufdrehen zu bedienen.

fiel ihm gar nicht ein, es würde das auch in der Stimmung für gemein gehalten haben.

So, die Füße in der Luft hängend, mit Mühe die Platte des Pulkes erreichend, lag es und ließ sich von wüsten Vorstellungen zerquälen und ließ sich von garstigen Gedanken foltern, die sich fluchtartig jagten. Kein Halt, wohin es schaute, und da drinnen tat's so weh, so stachlich die kleine Person auch nach außen tat.

Pöblich fühlte es eine Hand auf dem Haar und eine Stimme, die sich umsonst hart und gleichgültig zu machen suchte, sagte: „Nono! Des is ä bißl zu arg. Rosinche! Schäm' dich! Die Bücher — 's Geschäft — was wär' dann des? Denksche dann gar nimmer dran?“

Und als es verwirrt und doch schon ein wenig getröstet, wenn auch noch immer benommen von seinen eigenen bösen Gedanken, den Kopf hob, schob sich ein schwerer Foliant ihm zu, und der Dade sagte, kurz, daß es fast geschäftsmäßig klang:

„'s Hauptbuch, Rosinche! Acht Tag vergeße! Pack's mit zwei Händ an, da is Halt drin for dich!“

Und das Rosinche nahm es dankbar an, wirklich wie an einen Halt verankerte es sich dran, und bald trippelte es darauf los, daß die Feder nur so spritzte, und holte alles nach und hatte Sorgen und Kummer-nisse und Liebe und Eifersucht und Noth und Zorn vergessen.

Währenddessen steuerte der Herr Rammelmachermeister Friß Glocke der Paradiesgasse zu. Nicht so schnell ging's, wie er aus dem Mahnschen Baden geschossen war, und nicht so schnell, wie er sonst zu traben pflegte; er hatte an etwas zu würgen, und er hatte Pläne auszuhecken, dafür war der Maxl besonders brauchbar und ihm auch von jeher wichtig gewesen.

Schaute ihn der Maxl nur an — er brauchte ja gar nicht zu reden, man las ihm ja alles vom Gesicht herunter —, so erklärten sich die Dinge wie von selbst, gerade weil er meistens entgegengesetzt dachte wie der Frißl. Man konnte seine Monologe so gut an ihn hinhalten, da hatte man noch obendrein die Genugthuung, den Maxl ein bißchen hin und her zerren, ihn zum Gruseln oder zur Bewunderung bringen zu können, denn schwankend wurde er ja immer wieder, wenn der Frißl mit seinen Untiefen kam.

Seit der Rammachermeister geworden war, hatte er das Paradies überhaupt noch nicht betreten, und es würde wohl ein großes Hallo geben, wenn er erschiene, dachte er. Daß er den Maxl schlecht und grob behandelt hatte, beschwerte den Frißl nicht. Wann hätte der jemais eine schlechte Behandlung von seiner Seite übelgenommen? War er nicht auch in seinem Recht, wenn er nicht duldete, daß ein anderer seine

Hand auf den alten Freund legte? Hatte er ihm nicht oft schon warnend gesagt: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“?

Freilich kümmern konnte er sich nicht viel um den alten Kameraden. Bin ich nicht mit einem Geschäft und mit einer Braut behaftet? dachte sich der Frißl, und muß ich nicht der halben Stadt weiblichen Geschlechts süße Augen machen, und nimmt es nicht einen Mann ganz in Anspruch, wenn er sich aus einer über alle Erwartungen zähen Verlobung, die nicht einmal eine richtige ist, zur Ehe durchbeißen soll? Und wer wie ich die aufblühende Liebe in einem unberührten jungfräulichen Herzen hegen muß, damit sie sich entfalte und Früchte trage, ist der nicht sozusagen in einem Ausnahmezustand? An und für sich ging er jetzt mit Widerwillen zum Marx. Die Universität, daran hatte er zu würgen, obwohl er dem aufgebauschten Getue der Frauenzimmer nicht glaubte. Die Vintat's, um ihre Baronin in noch höheres Licht zu rücken, und das Rosinche versetzte ihm die Nachricht, eine giftige Kreatur wie es war, bloß, um ihn zu ärgern. Bah! was waren denn die paar Hunderter, die dem baronlichen Papa wie andere fromme Legate unter kräftiger Assistenz der Kirche in seinen letzten schwachen Stunden herausgedrückt worden waren? Die hochmütige und fromme Baronin, die ihr Vorigon so indigniert vor die Augen heben konnte, würde wohl einen anderen Platz wissen, wohin sie ihre Gunst strömen ließ!

Der Frißl sicherte vor sich hin.

Schwindell Schwindell

Mit der Absicht des Universitätsbesuches würde allerdings der Marx, den er in Zukunft passenderweise nur in der Dunkelheit hatte besuchen wollen, ein standesgemäßerer Umgang für Herrn Friß Glocke, Jean Kessers Nachfolger, — aber nein! es wurmte ihn,

es durfte nicht so sein, er wollte es nicht, es wäre auch eine Niederträchtigkeit! — —

Es waren keine rofigen und friedlichen Gedanken, mit denen er das Paradies betrat. Auch das Paradies selbst bereitete ihm Zorn. Waren denn die armen Leute dort alle wahnsinnig, größenwahnsinnig geworden? Das war das alte Paradies nicht mehr. Neuer Anstrich an den Häusern, ein paar Knasthütten ganz niedergerissen und neue hohe Zinskästen an ihrer Stelle, die mit vielen, vielen Fenstern in die Höhe strebten. Ueber die Stadtmauern und das alte Reutor schauten zwei rote Fabrikschornsteine, die Ursache der Verwandlung und Verschönerung des Paradieses; alles ging jetzt natürlich in die Fabrik.

Schau da, sogar der Schuster hatte, dem Zuge der Zeit folgend, eine breitgiebelige Mansarde aufgebaut, und da oben hing eine Bildnis von Kapuzinern und roten Kellen herunter. Wenn das keine Mutoria des Mayl waren! Seine Lippen zogen sich böß zusammen, und er nahm den Hut ab, so heiß wurde ihm die Stirn.

In der Werkstätte saß nicht mehr der Alte auf dem Dreibein, der schöne Bruder saß da, der viel eher die Qualitäten hatte, ein Sohn des Barons zu sein und — o Ironie des Schicksals! — in der ganzen Stadt seines „feudalen“ Auftretens und seiner „Passionen“ halber der Schusterbaron hieß.

Niemand schien über des neuen Meisters Besuch erstaunt oder gar aufgeregt zu sein. Der Alte lüftete sein Käppchen ein wenig — der Frißl hatte es ihn schon oft viel beträchtlicher lüften sehen; — er war sehr bequem und schön rundlich geworden und machte jetzt seines Sohnes Gefellen, was ihm viel vergnüglicher vorkam als das Meister sein. Mochte er einmal nicht arbeiten, so konnte er in der großen Stube nebenan

sitzen, die so groß aussah, weil jetzt die vielen Betten herausgeschafft waren. Die Töchter gingen in die Fabrik, erklärte ihm der Alte, ein paar Buben auch, die Kleinen teilten sich in die Dienste, die früher dem Maxl und dem schönen Bruder zugefallen waren. Der Maxl war nicht da.

„Wo ist er?“ fragte der Fritzl, dem's nicht einfiel, seinerseits zu grüßen; die Frage, die er von alters her getan. Der Alte deutete, ohne viel Worte zu verlieren, mit dem Pfeifenstiel nach oben und schaute dann, wie es jeder Schuster von echtem Geblüt zu machen pflegt, auf Fritzls Stiefel und sogleich mißbilligend wieder in die Höhe, denn was ein rechter Schuster ist, einer vom alten Schlag, verachtet Fabrikarbeit, und verachtete sie noch mehr zu damaliger Zeit. Das war fast so schlimm, wie wenn einer kein Hemd anhatte, denn der Fritzl trug, ahnungslos, was dabei in einem schusterlichen Gemüt vorgehen könne, seinen Grundfäßen gemäß ganz billige „Stußen“ makelloser Fabrikabkunft. Der Richtung des schusterlichen Pfeifenstiels, nicht der des Blickes folgend, entdeckte der Fritzl eine Tür, die früher nie dagewesen, und weil niemand Miene machte, ihn besonders zu bewillkommen oder ihn in ein Gespräch zu verflechten, und die zwei nur weiterklopfen, wie wenn er gestern erst in der Werkstätte gewesen wäre, der Jüngere sogar von der Höhe seiner schönen Männlichkeit herab, mit ausgeprägt spöttischem Gesicht, stieg der Fritzl wie ein beleidigter kleiner Godel auf die Tür zu und fand eine schneeweiße, noch ganz neue Stiege, die er hinaufstieg, bis er vor einer Tür droben halt machte. Aus der Tür schallten nämlich die schwachen Töne einer Gitarre, und einer sang mit einer dünnen zitterigen Stimme. Der Fritzl hielt an und lauschte, und sein Gesicht verzerrte sich vor Hohn.

So vertrieb er sich also die Zeit! Das genügte ihm? Das war die Vorbereitung für die Universität?

Doch war's der Ueberraschungen letzte nicht. Beim Eintreten sah sich der Frißl in einem netten blüh-blanken Zimmer, ein einziges Bett darin dokumentierte den Maxl als alleinigen Besitzer. Unerhört! Waun war in diesem Hause jemals irgendwo nur ein Bett gestanden? — Das Zimmer hatte zwei Fenster, und die Sonne schien herein, und die Blumen blühten davor; an der frischgrünen Wand hingen ein paar Bilder, in einem völlig neuen Bücherregal standen Bücher, auf einem Tisch lagen wieder Bücher und Papier und Feder daneben und mitten drin, nein, dicht neben den Büchern saß der Maxl in einer Art von Schaukelstuhl, hielt die Gitarre im Arm, ließ sich von der Sonne anscheinen und zirpte wie eine Grille. Dabei machte er große blaue Augen in die Ferne und tat von der Herrgottswelt nichts, nichts, nichts!

Bis ins Innerste getroffen und ergrimmt schrie ihn der Frißl an:

„Du hast, scheint mir's, jecht eine neue Profession, willst ein Tagdieb werden?“

Von dem lauten und schrillen Ton dieser Stimme kam der Maxl aus seinen Fernen zurück; erschraf zwar, aber ganz und gar nicht so sehr, wie es der Frißl erwartet hatte.

„Ganz und gar nicht,“ sagte er leise; zaghaft und stolz zugleich, legte er seine Hand auf den Stoß Bücher neben sich und sagte: „Da schau, ich studiere, ich lese.“

Der Frißl lachte, ein böses Lachen war's, und seine kleinen Augen funkelten.

„No, stehst du net auf?“ Das war sein alter Ton, und wie in alten Zeiten folgte der Maxl, aber es war Würde in seinem Tun und er sagte: „Entschuldige, und setz du dich.“

„Was! Was wär denn das für eine neue Model
Wo hast du das gelernt?“ und er machte drei fürch-
terlich übertriebene Bücklinge und schrie dazu: „Bei
der Baronin Lohberg, bei Gnaden der Baronin Loh-
berg, bei der Geliebten —“

„Sei still, Frißl, ich dulde nichts Gemeines da her-
innen, sie kann tun, was sie mag, schrei nicht so; ich
bitt' dich!“

„Ich schrei, wie ich mag, und ich red von der
Leber, ich, deine Duckmäuserei hab ich satt. Was wär
denn das für eine Wirtschaft? Seid ihr alle Fürsten
worden? Wie empfängt man mich? Ich bin der
Kammachermeister Friß Glöcke, verstanden! Ich hab
ein feines Geschäft aus eigenen Kräften, ich hab eine
Braut, die eingestandenermaßen achtzigtausend Mark
Mitgift bekommt, und gleich kann ich sie haben, wenn
ich sie will, brauch nur mit dem kleinen Finger zu
winken. Und wie respektiert ihr das? Bist du ein
Baron worden? Muß ich etwa Herr Baron zu dir
sagen wegen der lumpigen paar hundert Mark, die
sie dir wegen deinem Dasein noch zulezt an den
Kopf geworfen haben? Hast Angst, ich will was
davon? Ich will nix, nix, aber als mein Freund sollt
du dich benehmen! Wie geht denn das zu bei euch?
Was ist denn das für eine Wirtschaft? Der Mie
macht a G'sicht wie a Großmogul und der Junge wie
a Türk, der die ganze Stadt als Harem gepachtet hat
— es is gewiß jezt eine Ehre, wenn man mit euch ver-
kehren darf? Verwandt mit dem Hause Lohberg? —
Muß man sich anmelden lassen, eh man in deine Ge-
mächer eintritt? Was haben der Herr Baron geerbt?
Was gedenken der Herr Baron zu tun? Wie weit sind
der Herr Baron mit seinen Studien? Daß ich nicht
lach! Der hinkende Maxl und studieren! Der hin-
kende Maxl und die Univerſität! Die Univerſität!

Herrgott, manchmal möcht' dich grad der Zorn umbringen!" Er wurde firschröt, ganz wie die Mutter Glöde, wenn sich ihr Quartalszorn von weitem ankündigte, und plötzlich brüllte er los: „Wieviel als du kriegt hast, will ich wissen, auf der Stell sagst mir's, Mensch, ohne Umschweif! Ich steh dir für nix! Es könnt sein, ich müßt dich halbet umbringen da heroben in deiner Döckerlstuben!"

Und wirklich drang er förmlich auf den Maxl ein und packte ihn fest bei den Handgelenken und schüttelte ihn.

Lautlos ließ sich der Maxl schütteln und schaute nur halb traurig und halb furchtsam mit seinen großen blauen Augen nach dem Wütenden.

„Brauchst mich nicht halb umzubringen," sagte er leise, „es braucht nicht so weit zu kommen, es ist kein Geheimnis" — er richtete sich stolz auf, „ich habe zwanzigtausend geerbt und ich studiere das, was mich freut, und hoffentlich wird noch was aus mir; aber jetzt laß los!" sagte er ernsthaft und fest.

Augenblicklich ließ der Fritzl los: „Zwanzigtausend," stotterte er. „Ich kann's net hören, ich kann's net vertragen, mach keine schlechten Wisl! Und du, du — studierst und ich —?"

Und plötzlich löste sich die Spannung in ihm, alle aufgespeicherte Aufregung, aller Zorn überschlug sich förmlich, er kniete zusammen, es fing an, ihn zu stoßen, und er begann zu weinen. Ein verbissenes, eigensinniges Schluchzen war's, das das Maxl hilflos und erschrocken machte; er wußte nicht, was tun. Zuletzt wollte er den Fritzl linksch bei der Hand nehmen und ihn trösten, ihm in seiner Verwirrung zureden, aber der stieß ihn zurück, sprang auf und brüllte: „Rühr mich nicht an, du Tropf, du falscher!

„Aus is mit uns!“ und rannte hinaus, ohne ihm einen Gruß gegeben zu haben.

Auf der Treppe stieß er fast des Maxls Mutter um, er sah sie nicht und hätte sie überhaupt nicht mehr gekannt.

In ihrer Angst, weil sie streitende Stimmen hörte, war sie schon eine geraume Zeit draußen gestanden; die lauten Reden hatten sie aufgestört und erschreckt, sie bangte jetzt für ihren Maxl. Jetzt war er ihr das liebste unter ihren Kindern, es war ja auch gewissermaßen in Erfüllung gegangen, was sie für ihn gehofft. So oft sie jetzt von ihm sprach, kam ein Glanz in ihr Gesicht, das noch immer faltenlos war und das einst schöne Wäschermädel nicht verleugnete.

*

Natürlich dachte der Maxl, nun sei es mit der Freundschaft aus, und er war traurig darüber und trug nicht leicht daran, wenn er auch jetzt einsah, wie vieles Spreu am Frißl war; er war ihm doch einmal alles gewesen, Heimat, Zuflucht, mehr als Vater und Mutter, Glaube an eine Zukunft; er verkörperte ihm sein jugendliches Wollen, sein Ringen, seine früheren Träume. Er war doch einmal sein Abgott gewesen, sein unerreichbares Ideal, sein zweiter „Bismarck“! Freilich, jetzt mußte er über vieles lächeln, doch sein Glaube an Frißls² überragende Begabung war noch nicht ganz erschüttert; dazu kam das Mitleid jetzt auch noch. Er verstand, oh, er verstand ihn so gut, und es tat ihm weh, daß gerade er ihm diesen Schmerz zufügen mußte!

Dazu erschütterten ihn jetzt Gefühle, die er nicht mit der Mutter, die er nicht mit dem Kaplan oder gar mit der Baronin besprechen konnte. Der Mutter

wäre ja nichts schön und vornehm genug für ihn gewesen, der Kaplan wies ihn in solchen Dingen mit einer Art verlegener Hast ab, und der Baronin, die ihn gerade nach der Richtung hin stets auf das peinlichste ausforschte, ja, der es ein Bedürfnis war, ihn deshalb zu quälen, hätte er um die Welt nichts eingestanden. Sie war trotz aller Liebenswürdigkeit, die freilich immer mit Spott gewürzt war, für ihn dieselbe geblieben, die ihn seinerzeit mit den fein behandschuhten Fingern hin und her gedreht, mit dem Vornon betrachtet und für untauglich erklärt hatte. Sie drehte ihn geistig jetzt auch herum, und er hatte das deutliche Gefühl, sie hielt ihn genau für ebenso „unzulänglich“ wie damals, und sie tat nur, wie wenn sie einer Laune des Verstorbenen treu bleiben und ihn dulden wollte aus übertriebener Pietät. Gut, er wollte diesen krüppelhaften Sohn versorgen, um sein Gewissen zu entlasten, um etwas gutzumachen; sie tat ihr möglichstes, wenn sie auch dabei die Mundwinkel herabzog und die Achseln hob wie damals, wo er als Versuchskaninchen vor ihr stand. Sie wäre die Letzte gewesen, der er von seinen Geheimnissen verriet, obwohl sie immer augenblinzeln tat, als wisse sie schon längst alles.

Um solch zarte Dinge auszusprechen, hätte er eines Freundes bedurft. Die waren ja so zart, daß er sich vor der Mutter schämte. Vielleicht hätte er doch mit Frißl davon reden können — vielleicht! Nun kam der unselige Streit. Freilich nahm er sich gerade wegen des Streites vor, den Frißl in seiner jetzigen gedrückten Stimmung aufzusuchen, aber immer wieder hielt ihn sein Stolz davon ab. Der Maxl war tatsächlich in seiner Art stolz geworden. Das Vermächtnis des Vaters, der zu seinen Lebzeiten nichts von ihm hatte wissen wollen, hatte ihm doch mehr Rückgrat

gegeben, als er selbst mußte. Er war über Nacht aus einem Geduldeten und unwirsch Behandelten, aus einem Gedrückten und Hoffnungslosen ein Freier, ein Veneideter und Gesuchter geworden. Auch zu Hause, ja gerade da am meisten. Der Vater Schuster tat, als habe er nie einen Zweifel darein gesetzt, daß er sein ehelicher Sohn sei, obwohl ihm — o wunderliche Verkettung der Dinge! — die Erbschaft infolge seiner Unehelichkeit zugekommen war, und er sagte zu allen Leuten, die es hören wollten: „Mein Herr Sohn, der Student“, oder gar: „Mein Herr Sohn, der Schriftsteller“, obwohl der Maxl ganz erschrocken dagegen protestierte und behauptete, er wolle es ja nur probieren, ob er es wagen dürfe; er solle doch ja niemand ein Wort darüber verklauten lassen! Es kam doch unter die Leute, und nicht allein die Paradiesgasse lachte sich krumm darüber, daß der hinkende Maxl ein Dichter werden wollte.

Das war ja des Dichters Los, daß sie ihn alle nicht verstanden; nur von einer hätte er es ersehnt, daß sie ihn verstanden hätte, von einer, die ihm in ihrer Träumerei und Entrücktheit ähnlich war.

So kam es, daß er oft und zu allen Tageszeiten in der Nähe der Villa Lohberg anzutreffen war, sie in weitem Bogen umkreiste, ihre Fenster nicht aus den Augen ließ, scheinbar auf einem Spaziergang begriffen, scheinbar in ein Buch vertieft, im langsamen Schlendern, oder vor sich hinträumend auf einer Bank, dem großen parkartigen Garten der freiherrlichen oder besser freifräulichen Behausung gegenüber.

Sonderbarerweise lief ihm dort auf einmal der Fritzl in den Weg zu einer Stunde, wo er notwendigerweise noch im Geschäft hätte sein sollen.

Während dem Maxl das Herz bis in den Hals

herauf schlug, tat der Frißl gar nicht, als sei irgend etwas zwischen ihnen vorgefallen, sondern meinte nur etwas obenhin: „Hab' eben mit dem Fräulein Vini einen Spaziergang ins Sommertheater nach der Eich verabredet; da mußt du natürlich auch dabei sein, wir sind alle vier doch eigentlich rechte Theaternarren, bist einverstanden?“

Der Maxl nickte stumm und war von Herzen geru dabei. Das Rosinchen meinte freilich, als ihr der Herr Kampelmachermeister den Plan des „Freundschaftsausfluges“ mitteilte: „Freundschaftsausflug? Des sin Freundschafte wie schlecht gelcimte Kaffecaffel!“

Es hatte überhaupt etwas sehr Aggressives und, entgegen seiner sonstigen Gesefztheit, etwas Unruhiges angenommen, das sich deutlich bei dem Ausflug zeigte.

Während sie auf der staubigen heißen Landstraße, die nach der „Eich“ führte, paarweise dahinschritten, der Maxl und die Vini voraus, züngelten des Rosinchens Blicke fortwährend von einem zum anderen, ohne daß es daran gedacht hätte, den Frißl geistreich zu unterhalten, wozu es sonst weitgehende Anstrengungen machte.

Vorhin hat der „Babe“ gesagt:

„Rosinche, ich seh mit Befriedigung, daß du anfängst, dein Herz zu ignoriere; recht so. Nemol muß der Kopp wieder an die Lour. Wann er ganz an der Lour is, will ich noch ganz was anneres mit dir rede.“

So weit war's zwar noch nicht, wie es der Vater Aaron sich dachte. Das Bräutchen war nur in zer-rissener Stimmung. Nach außen hin sah alles freilich ganz harmlos aus: sie und der Frißl, der Maxl und die Vini, alles in Ordnung.

Daß der Maxl mit den schönen großen und

elegischen Augen, das Schönste an ihm, Feuer gefangen, mußte ja ein Blinder sehen. Die Lina dagegen, die sah das gar nicht, die wollte das gar nicht sehen. Dafür hatte das Rosinchen Augen wie ein Luchs und die Ohren überall. Es hörte genau, was der Maxl sagte, und hörte, daß die Lina nur verlegen dazu lachte und nicht antwortete, aber stets eine Wendung mit dem Kopf nach rückwärts, zu ihnen machen wollte und es immer wie unter einem Zwange wieder unterließ.

Die is in den Fritzl verliebt! sprach es in ihr. Und plötzlich bemerkte sie eine neue Krawatte an ihrem Bräutigam. Rot war sie, von Damast schwerster Qualität mit weißen Tupfen, und Rosinchen wußte, förmlich hellseherisch, ganz sicher, die hatte er sich nicht selbst gekauft, so was Teueres kaufte sich der Fritzl nicht.

Und sofort hielt sie ihn an; sie stellte ihn, sie drückte ihm die Faust auf die Brust: „Von wem is die Krawatt? Hab de Mut und red aus.“

Doch der Fritzl mit seinem verkniffensten Gesicht sagte ganz gleichgültig: „Geschenkt hab' ich sie gekriegt. Mir hat sie gefallen in einer Auslage, da hat sie mir wer gekauft, Geheimnis wer. Du kapiertst so was freilich net.“

„Von wem is se?“ zischte das Rosinchen und krallte sich in seine Weste ein.

„Bedaure, ich sag' nicht.“

„Was?“ schrie das Rosinchen, „ich bin dein Braut, und du nemmscht Geschenke?“

„Halt! Du bist meine Braut noch lang nicht richtig, und kein Ring und kein Knopf bestätigt mir deine Liebe auf immer und ewig.“

Da kniff das Schlönnchensträhle die Lippen ein und redete kein Wort weiter. Nur einmal fragte es den Fritzl: „Was murmelscht du immer?“

„Ich mach' Geschäftsbilanz," sagte der Frikzl. Dabei murmelte er immer vor sich hin: „Achtzigtausend Mark, achtzigtausend Mark wirft keiner weg. Du kriegst sie net wieder in die Finger. Achtzigtausend find mehr wie zweitausend, mehr wie zwanzigttausend, mehr wie Studieren.“

So gingen die vier Menschen dahin, und ihre Gedanken taumelten umeinander herum wie betrunken. Wenn sie zusammen sprachen, war's wie ein Werk, das aufgezogen wurde, und sie hätten gewiß im Augenblick alle vier nicht zu sagen gewußt, von was sie redeten. Ihre vier Körper bewegten sich vorwärts und erfüllten die ihnen unter diesen Umständen aufgezwungenen Funktionen. Ihre Seelen gingen derweilen in anderen Gefilden spazieren.

Auch während der Theateraufführung kam kein gemeinschaftlicher Gedanke auf. Der Markl war schon zu weit über die rohe und primitive Art des Schauspiels hinausgewachsen, um noch irgendeinen Genuß daran zu haben; der verliebten Vine war es nicht verliert und dem eifersüchtigen Rosinchen nicht tragisch genug, während der Frikzl. dem nur die Bösewichter gefielen und Genuß gaben, gar nicht auf seine Kosten kam. So waren sie alle vier verstimmt und enttäuscht und gingen, noch ehe das Stück zu Ende war, wobei freilich das Rosinchen schwach protestierte: „Bleiw mer, bis es aus is, jeh hat's ämal des Geld gefoscht!" Jedoch niemand hörte auf sie; im Halbdunkel hatte sich die Vine dem Frikzl genähert und war schnell wieder von ihm zurückgewichen. Der Markl hatte aber doch gesehen, daß sie etwas in Frikzls Hand hatte gleiten lassen, und der hatte es genommen wie etwas Gewohntes. Selbstverständliches, wie einen Tribut.

Ueberwand er sich auf dem Nachhauseweg, die Vine anzusprechen, so war's, als müsse er sie aus weitem

Fernen holen, und sie stieß zuerst immer einen kleinen Seufzer aus, ehe sie antwortete, wie wenn sie ungehalten sei über die Störung.

Das andere Paar war fünf Schritte voraus, und das Rosinchen fand es gar nicht erst der Mühe wert, die kurze Strecke zurückzugehen und „Gute Nacht“ zu sagen, als das letzte Paar die Villa Bohberg erreicht hatte. Die Dine zögerte und zögerte am Gitter, aber auch der Frißl rief nur kurz: „Gute Nacht, schönes Kind!“ herüber; da klinkte sie schnell die eiserne Thür auf, schlug sie wieder zu und rannte hurtig den Kiesweg hinunter. An den Magl dachte sie gar nicht mehr.

*

Als auch das Rosinchen abgeliefert war — es ging ziemlich geschäftsmäßig dabei zu —, veranlaßte der Frißl den Kameraden, die leere Promenade auf und ab zu bummeln. Nur er redete, der Magl, in tiefes Nachdenken versunken, blieb lange Zeit stumm.

„Man muß sich Emotion machen, wenn einem der Kopf voll ist,“ meinte der Frißl.

„Oder das Herz,“ wagte der Magl einzuworfen.

„Herz, was ist des?“ sagte Frißl verächtlich. „Die Sachen, worauf's da ankommt, haben mit dem Herzen nur zu tun. Ueberhaupt, das Herz ist was für die angehenden Dichter aus dem Paradies, für die sonstigen Leute kommt was ganz anderes in Betracht, verstanden? Und der Kopf gehört dazu. Sacrement, wenn die Lini die achtzigtausend hätt, kein Augenblick brauchtet ich mich abzustudieren.“

„Die Dine?“ stotterte der Magl.

„No, warum denn nicht? Ist sie nicht eine feines

rundes gutgestelltes appetitliches Frauenzimmer? Und verliebt! O mein, der arme Kerl! Gar nimmer helfen kann sie sich! Da wird sich einer doch nicht lang besinnen? Brauchst sie nur mit dem Finger anzurühren! — Was machst du denn für Augen? Ich glaube gar, du fangst zum Zittern an? Ja, Freunderl, hat's soviel bei dir geschlagen? Schau, des'selbig hab ich ja net gemerkt, soviel haben mich die zwei in Atem gehalten! Tut mir leid, tut mir recht leid, aber die Vini hat sich schon vergeben, hoffnungslos zwar im Endziel, aber vorderhand, eigentlich recht ersprießlich, mit mir nämlich; weg ist sie, rein weg." Er warf sich in die Brust. „Da ist nix mehr zu machen; siehst, gar zu viel braucht der Mensch auch nicht zu haben; es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den sogenannten Himmel wachsen. Dir's Studieren, mir die Frauenzimmer, dir das Kalte, mir das Warme, so ist es gerad nur gerecht verteilt, und wir wollen schauen, wer bei seiner Sache am weitesten kommt. Aller Anfang ist schwer, und das Ende krönt den Meister, hab ich gehört. Du bist ganz graupig geworden, Freunderl! Du hast gemeint, auf deinen Geldsack muß sich ein Weiberherz auch noch oben drauf placieren. Weit gefehlt! Dazu braucht man andere Beut, und einer muß net alles haben; für dich ist das Studium schon viel zu viel. Dagegen für mich — du machst ein ungläubiges Gesicht? Mir fliegt alles zu. Wetten? Geh mir nur nach, da kannst was erleben. Die Vini steht gewiß noch im Park und wartet auf mich.“

Obwohl sich der Nagel wie vor den Kopf geschlagen vorkam und das Ablauern und die Schleichwege verächtlich fand, war die Versuchung doch zu groß.

So sehr er den Fritzl auch in diesem Augenblick haßte und so niederträchtig er ihn fand, er ging ihn nun doch nach, stellte sich hinter einen der dicken

Bindenbäume, die gerade vor der Villa standen, und sah starr nach dem Park. Es war ganz still ringsum, sogar die Schritte Frißls hörte man nicht auf dem vom Regen der gestrigen Nacht feuchten und weichen Boden, man sah nur seine glimmende Zigarre. Die Stille und die tiefe Dunkelheit sanken förmlich betäubend auf Maxl nieder. Er hielt den breiten Baumstamm umklammert, in seinem Kopf dröhnte es, und keine Nacht war ihm jemals so schwer und undurchdringlich erschienen. Einzelne Tropfen fielen; es war wie ein Suschen in den Büschen, ein saches Klopfen, das aufsetzte und wieder anfang, bis es zuletzt in ein sanftes einförmiges Rauschen überging. Und durch dies leise Rauschen schnitt plötzlich ein Pfiff.

Maxl ließ den Baumstamm los und richtete sich auf. Er sah, wie sich durch die Dunkelheit etwas Weißes bewegte, immer näher kam und dann halt machte. Ein Schatten trat vor das Weiße, jetzt hörte er Stimmen, bekannte Stimmen, eine geliebte dabei — mehr wollte er nicht sehen, und mehr konnte er nicht sehen, es war zu viel für ihn. Er riß den Hut vom Kopf, denn der Schweiß brach ihm überall aus, und lief, so schnell es sein lahmes Bein erlaubte, davon, quer über Wiesen und Felder, planlos hin und her ... Es war weit nach Mitternacht, als er in der Paradiesgäß ankam und müde und zerschlagen wie ein verprügelter Hund unter die Decke kroch.

*

An dem schweren eisernen Tor der Villa Bohberg ging das Schäferstündchen, unbeirrt durch des lahmen Statisten Flucht, seinen Gang weiter.

Daß die Vire in ihrem angeborenen starken Sittlichkeitsgefühl das Tor „unentwegt“ geschlossen hielt,

verdross den Fritzl über alle Maßen. Er war durchaus nicht veranlagt, hier Phramus und Whisbe zu spielen, besonders wenn ein Schlüssel da war, den noch dazu und schmählicherweise dieses weiß beunterrocte weibliche Wesen in der Hand hielt. Jede irgend mögliche sonstige Annäherung verwehrte das tückisch gewundene Gitter. Hatte er einmal glücklich die Hand durch und glaubte die Vine zu fassen, so blieb er gewik stecken und weh tat's noch obendrein. Kriegte er den Arm frei, so entschwebte die Vine. „Ach, Monsieur Glocke, ich bitte schön, machen Sie mir keine handgreiflichen Liebeserklärungen! Es geht nicht. Freilich, die Liebel Sie kommt und sie ist da, und wir können nichts machen, wenn sie groß und echt ist. Aber ich darf Sie definitiv nicht immer so anhören, wenn's auch heimlich ist! Nein, nein! — Rühren Sie mich nicht an! Es ist sündhaft! Ach, ich liebe Sie, aber ich habe mir geschworen, standhaft zu bleiben! Ich bringe ja dieser Liebe Opfer, wie Sie wissen; ich könnte alles opfern, aber das Rosinerl hat Sie schon dreiviertel in Besitz, es geht nicht an.“

„Aber Schatz, Lini, ich hab' ja nur dich gern,“ sagte der Fritzl, indem er verzweifelte Anstrengungen machte, nach der Vine zu haschen. „Es gibt ja Augenblicke, wo ich wünsch, dieselbige, noch nicht ganz anverlobte Braut und ihren Alten möcht der Teufel holen! Aber Sie, Angebetete, geben Sie doch den Schlüssel her! Nein? Stellen Sie sich doch net so! Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrer Gnädigen! Der Herr Kaplan hat gewik einen Schlüssel, Sie brauchen gar nicht „Pfui“ zu schreien. Jetzt gibst ihn her, gleich gibst ihn her! Nein? Also nicht, und da wird dir so manches entgehen, der Schaden kommt auf dein Haupt! — Was ich sagen wollt': ich hab doch ein schönes Geschäft.“

„Ein schönes Geschäft,“ hauchte die Lina.

„Und eine schöne Hypothek drauf.“

„Eine schöne Hypothek drauf,“ sagte bewundernd die Lina.

„Da muß ich nach Geld heiraten.“

„Nach Geld heiraten,“ echote die Lina.

„Wieviel haben denn Sie eigentlich, am meisten Geliebte?“

„Ach, reden wir nicht davon, aber ich bin bereit, alles für dich zu opfern, wenn nur dieser Hemmschuh, das Rosinerl — ich liebe dich ja allzu sehr!“

Sie fing an zu schluchzen und preßte sich gegen das Gitter, daß nicht nur die früher verleugnete und nur verhämt zur Schau getragene Brüst, sondern auch die drallen Backen sich zwischen den Verzierungen herausdrängten und der Frißl eifrig bemüht war, etwas von diesen Herrlichkeiten zu erobern. Doch stets waren die gebogenen Eisen dazwischen, immer legten sich stachelige Kanten vor.

Plötzlich maß Frißl die Entfernung, die Höhe des Gitters, soweit es ihm die Nacht erlaubte; auf einmal machte er einen Satz in die Höhe:

„Nicht! nicht!“ kreischte die Lina, „das gehört sich nicht! Das darf man nicht tun! Ich will keusch bleiben!“

„Von mir aus!“ schrie der Frißl wütend, und: „Da! da!“ schrie die Lina entgegen, warf blitzschnell ein Paket über das Gitter und flog sofort spornstreichs den Kiesweg hinunter. Schnell bückte sich der Frißl, öffnete und erkannte im Licht eines Schwedischen einen feinen, weichen grauen Filzhut, den er sich schon lange gewünscht. Ohne viel Umstände drehte er sein Wunschhütlein zusammen, stopfte es in eine Tasche und setzte den vornehmen Grauen schief auf linke Ohr. So

ging er pfeifend der Stadt zu, ein Eroberer, ein Held, und voller Schadenfreude des Magl gedenkend.

Als er bei seiner Wohnung angelangt war, bemerkte er, daß nebenan im „Salon“ seiner Frau Mama noch Licht brannte. In der übermütigen Stimmung, in die er durch den auf so eigenartige Weise erhaltenen Grauen versetzt worden war, juckte es ihn, sich einmal wieder an der Stätte seiner Geburt umzusehen.

Die Alte hatte vergessen, die Vorhänge zu schließen, so konnte er hineinschauen. Da lag sie im Bett wie ein hilflos auseinandergegangener und zugleich zäher Teig, der allerlei unerwartete und unmotivirte Blasen macht.

Neben dem Bett saß weiß Gott jene zweite, zum Verwecheln ähnliche Mutter Glocke, allerdings jüngere Ausgabe, aber doch täuschend ähnlich. Bei näherem Hinschauen fielen dem Fritzl dieselben Wülste unter den Augen, dieselbe Unterscheidungslosigkeit zwischen Brüt und Leib, dieselbe Zerflossenheit auf. — Er wäre gern gleich vom Fenster weg und nach Hause gegangen, wenn ihn nicht etwas gehalten hätte. In der Sofaecke — die alte Kanaille hatte jetzt ein Sofa! — schlummerte etwas, das nur ganz traumhaft die weitausholenden Formen der anderen andeutete und kleine süße Wülstchen unter den Augen hatte, fast wie ein Kind, das sich müde geweint hatte. Ein kleines, rundes, liebes und ein wenig trauriges Gesicht unter einem Busch von krausem hellbräunlichen Haar — — und eine Haut, eine Haut wie Elfenbein, genau wie man ihm die Haut seiner unbekanntem weiland Schwester, der verhehlchten Frau Wischnowsky, Schweinezüchtersgattin in Ungarn, beschrieben hatte.

Mit einem Ruck schob der Fritzl den weichen, grauen, neuen Filz vom linken auf's rechte Ohr.

singerte an seinem Kragen herum — zum Teufel, schließlich gehörte er auch zur Familie, und war's eine ungewöhnliche Zeit und eine Ueberraschung, er liebte eben ungewöhnliche Zeiten und Ueberraschungen — das Geheimniß des Schlosses kannte er noch von seiner Jugend her —, und mit einem jovialen „Guten Abend, Mama!“ trat er in den Familienkreis ein. —

Am andern Morgen in aller Frühe drängte es ihn heftig, beim alten Mahn vorbeizugehen. Das Rosinchen stand unter der Thadentür und bemerkte ihn nicht. Besonders geistreich sah es nicht aus. Es ließ die Unterlippe hängen, hielt die Hände im Rücken gefaltet und schaute mit mächtig weit herausgedrehten Augen die Gasse hinab.

„Guten Morgen, Schneckerl,“ sagte der Frißl und lüftete den Brauen.

Natürlich fiel des Rosinchens Blick sofort auf ihn.

„Wo is der her?“ inquirierte es.

Der Frißl sah triumphierend nach ihr: „Von der Krawattenjpenderin.“

„Was? Wer is des? — Und so was seßst du am Werktag auf? Warum bißchde überhaupt nit im Geschäft? Wer hat d'r de Gut gewe? Jez sag's auf der Stell!“

„O nein, ich sag' das nicht. Im Geschäft bin ich nicht, weil meine Schwester, die Frau Großhändler Wischnoßky mit ihrer Fräulein Tochter, etwas leidend, hier zu Besuch ist; ich werde die Damen im Laufe des Vormittags auf einem Spaziergang begleiten.“

„Du wirscht se doch nit etwa zu uns bringe wolle?“

„Als was könnt ich denn da kommen, Geliebte meiner Seele? Nana, so tun mir net. Ist erst die Frage, ob meine Familie was von dir wissen will, bild' dir net allzuviel ein, Tochter Marons!“

Dabei drehte er sich auf dem Absatz kurz herum,

schwankte recht leutselig den grauen Hut und stieg wie ein kleiner Triumphator die Girgengäß hinunter.

Nur einen kurzen Augenblick stand das Rosinchen perplex, dann fing alles in ihm zu rumoren an, wie wenn Zündstoff in ein Pulverfaß fliegt. Es vergaß den Laden, es dachte nicht mehr daran, daß es Hauschuhe mit ganz krumm getretenen Abjäten anhatte, es fingerte nur schnell seinen alten Hut herunter, riß den Knicker an sich und lief, so schnell es nur die ausgetretenen Schuhe gestatteten, der Villa Bohberg zu.

Als es in eiligem Wackellauf, einer verfolgten Ente nicht unähnlich, dort ankam, wurde gerade das Gitter geöffnet. Ein Gärtnerburische harkte die Wege, der gestrige Regen lag noch auf den Beeten und schwere Tropfen fielen aus den Sträuchern. Auf der Terrasse in der Morgen Sonne stand ein gedeckter Frühstückstisch, und durch die offene Tür sah das Rosinchen eben die Vine verschwinden.

Spornstreichs lief es an dem verdutzten Gärtnerburischen vorbei, quer über den nassen Rasen, stieg keuschend die Stufen zur Terrasse hinauf, überquerte dort die roten Läufer, überall schmutzige Spuren zurücklassend, und stand plötzlich, nach Luft schnappend, im Salon der ganz fassunglosen Vine gegenüber, die vor der drohenden Haltung der kleinen kriegerischen Person immer mehr in den Hintergrund rückte. Aber das Rosinchen rückte kampfbereit nach; es wußte, was es wollte, und es brachte seinen Willen nachdrücklich zur Geltung.

Als die Vine nicht mehr weiter zurückweichen konnte und sich die beiden ganz nahe gegenüberstanden, hatte das Rosinchen seinen Atem wiedergefunden:

„Haichst du dem Blocke (es sagte nicht dem Frik!) die rot Krawatt' mit dene weiße Tuppe gewe?“

„Haichst du dem Blocke Goldsüchj' angehängt?“

„Hast du dem Glöckle ein weiche helle Filzhut gewaschen, gewiß siebe oder acht Mark wert?“

Die Lina stand mit gefalteten Händen da, diese Tränen sammelten sich in ihren Augen und liefen über die Wangen herab. So war's recht, das war wieder die demütige Lina von früher, die Sklavin — —

„Rosinerl,“ stammelte sie, „ja, ja, ja — ich bin diese Glöckle, verzeih mir! Wüßtest du dich in mich zu versehen, ich hab' ja nicht anders gekonnt. Ich liebe ihn. Kennst du dieses süße Gefühl, weißt du, was das ist? Wenn du wirklich liebst, mußt du das wissen. Alles könnt' ich für ihn tun, es ist meine Bestimmung. Aber du sei nicht so hart, sei nicht unbarmherzig, denke nicht schlecht — o Gott, nein! Ich schwöre dir's, ich bin rein — ich habe Grundsätze. Schone mich, es ist die Liebe, und es kommt ja nur darauf an, wen er am meisten liebt“ — (beinahe wäre die Lina in die Knie gesunken).

„Gesell!“ schrie das Rosinchen empört. „aufs Geld kommt's an. Der pfeift die auf dein Lieb mit deine paar Grosche! Werf se auf de hinkende Marxl, da brauchst dich nimmer so gemein aufzuführen und der beste Freundin den Bräutigam abzufangen! Pfiu Teufel! Schäm' dich!“

Und in einer Aufwallung zorniger Verachtung stieß sie der Lina den grünseidenen Knicker in den Busen, daß die Franzen wie wahnfinnig tanzten. Es war ihr eine Wollust, mit der Spitze des Schirmchens in dies weiche nachgiebige Fleisch zu stoßen und ehrlich verachtend dabei zu rufen: „Pfiu Teufel, schämst du dich nit? Nit ämol a Korsett hast an, du, mit deiner Schamhaftigkeit!“

Regungslos wie eine Märtyrerin hielt die Lina auch dem letzten „Stich“ mit dem Knicker stand und schaute entgeistert der wackelnden Silhouette des

Rosinchens nach, das auf demselben Weg verschwand, auf dem es gekommen, verfolgt von dem aufgeregten Gärtnerburschen und einer großen grauen Dogge.

*

Ein paar Tage lang ging die Lina mit verweinten Augen in ihrem dumpfen Schmerz umher und litt furchtbar darunter, sich niemand offenbaren zu können. Weder den Fritzl noch den Maxl, der ihr jetzt gerade recht gewesen wäre, sah sie; am Mahnschen Hause traute sie sich nicht vorbeizugehen. Doch rang sie mit dem Entschluß, einen großen Brief an die Freundin zu schreiben, da bekam sie selbst einen vom Rosinchen, der so lautete:

„Liebe, alte Lina! Du kannst mir doch nicht wirklich böse sein, ich bin in Kenntniß davon und ich muß neulich rasend gewesen sein, Du weißt: „Da werden Damen zu Hyänen!“ Du hast recht, es ist so, wenn die Liebe ins Spiel kommt; es war auch falsch von mir, nicht nur die Neukerlichkeiten kommen ins Gehege, es ist alles Trug und Schein, und man kann sich auch an die Seele halten und mit beiden glücklich werden. Das bin ich jetzt und vollkommen im Reinen, ich hab mich wiedergesunden und lade Dich deshalb zu einer Familienfeier (Verlobung) ein, bei der auch der Betreffende beteiligt ist. (Sonntag um ½12 Uhr.) Ich ziehe hier unsere weitläufige Freundschaft in Betracht und bitte Dich um Verzeihung und darum, daß Du bestimmt kommst, es wird Dich nicht gereuen.

Deine Dich trotzdem liebende und noch glücklich zu werden hoffende

Rosine Mahn.

NB. Für Ueberraschungen ist gesorgt!“

Auch auf dem Ladentisch des Herrn Kammachermeisters Friß Glocke, Jean Kessers Nachfolger, wurde ein Brief von Fräulein Rosina Mahn niedergelegt. Darin stand:

„Herr Kammachermeister Friß Glocke, Jean Kessers Nachfolger, wird gebeten, sich zur Feier der Verlobung am nächsten Sonntag ½12 Uhr bei Herrn Aaron Mahn einzufinden.“

Was? — was? — was war das? —

Der Herr Kammachermeister rannte wie besessen im Laden hin und her, dabei polternd und schimpfend.

Was sollte da auf einmal gefeiert werden? — — Er mochte den Haarschopf drehen und ziehen, wie er wollte, sein Zorn und seine Verwirrung wurden immer größer. Warum kamen die denn gerade jetzt daher, wo sich so manches in seinen Verhältnissen ändern wollte, wo sich noch nicht alles geklärt hatte, wo er doch im Begriff war, andere süße Bande anzuknüpfen? Gerade jetzt fiel es der konfusen Gesellschaft ein, ihn damit zu belästigen! Was war denn dem niederträchtigen Alten plötzlich in die Krone gefahren? — Sollte er zur neugeschenkten Schwester und zur leidenden schönen Nichte und sich Rats erholen? Nein! Damit verdarb er sich ja alles! Hier die achtzigtausend, dort — — nein! Um keinen Preis!

Dabei hatte er keinen Gesellen, niemand, der ihn im Laden vertreten konnte, und die tückische Glocke, d. h. die Ladenglocke, nicht die Mama Glocke, machte in einem fort Bimbin — er konnte nicht fort.

Es war doch gemein, ihm die Sache so ohne weiteres an den Kopf zu werfen! Die packten ihn ja direkt beim Kragen! — Bagasch!

Endlich wurde es Abend, endlich konnte er fort — aber als er an das Mahnsche Haus kam, sah er, daß alles verschlossen und alle Fenster dunkel waren.

Aus der halbtauben Magd war nicht's weiter

herauszubringen, als daß die Herrschaften alle fort seien, alle.

„Verfluchte Gesellschaft,“ räsionierte der Fritzl. Die gingen doch sonst nie spazieren! War denn alles verheert?“

Auch der Maxl war fort.

„Vielleicht Fensterparaden machen,“ meinte mit dem Ersicht des überlegenen, schönen jungen Mannes, von oben herab, lächelnd der Bruder Schusterbaron.

Wo er sein könnte, dachte sich der Fritzl, aber als er hinauskam vors Thor und in die breite Allee einbog, begegnete ihm die Lina allein. Sie kam auch sofort auf ihn zu, aber die paßte ihm heute nicht in den Kram, trotzdem mußte er standhalten.

„Ach Fritzl,“ hauchte die Lina — in ihren Augen standen Tränen — „so ist der Würfel gefallen, das Schicksal hat entschieden!“

„Ja, Schneckerl,“ schnaubte der Fritzl, „Verlobung ist keine Heirat, ich hab’ mir grad jetzt noch was anderes zu überlegen.“

„Ach, aber es ist entsetzlich! Sie lieben die Aermste nicht! Duzendmal haben Sie mir versichert“ — sie weinte laut — „daß du nur mich liebst!“

„Heulen Sie doch net so! Ich kann so ein Kinnlat net leiden! Was ist denn nachher? Geld hat sie halt —“

„Ach, Fritzl, alles sollst du haben, was ich besitze, alles scheid ich dir —“

Der ungeduldige Fritzl schnitt eine Grimmasse.

„Da hätten Sie früher dran denken können —“

„Alles hätt’ ich aus freien Stücken getan —“

„Ja,“ grunzte der Fritzl, „nur das net, was ich wollen hätt! Hören Sie meine Goldeste, ich bin nicht eingenommen für Ihre Temperiertheit, wenden Sie’s doch dem Maxl zu, für den genügt’s, und lassen Sie

in Zukunft nicht ungeschoren: ich weiß sowieso net, wo mir der Kopf steht vor lauter Frauenzimmer! Ich hab gemeint, in dem Haus da haben Sie was gelernt: die recht schöne Vereinbarung von Frömmigkeit und Lebensgenuß und von Heimlichkeiten und „sich alles Erlauben“. Sie haben kein Talent, haben Sie gehört?”

Da ging er hin! Nicht einmal den Hut lüftete der Schamlose, den von ihr gekauften Hut, und ohne Erröten trug er die rote Krawatte! —

„Die Maske ist gefallen,“ flüsterte die Vine, „der Glende entlarvte sich selbst.“

Nun war sie entschlossen, zur Feier zu gehen und dem Rosinchen zu verzeihen: es mußte aus den Klauen dieses Satans befreit werden.

*

Das Rosinchen ließ sich an dem bestimmten feierlichen Tage nicht sehen.

Der alte Mahn empfing. Sehr leutselig, sehr aufgeräumt, in einem altmodischen Bratenrocke mit langen Schößen, der verdächtig grün aussah. Das ganze Haus war geschmückt, am Treppenaufgang standen zwei große Lorbeerbäume, ein riesiges „Willkommen“ pranzte über der Tür der guten Stube. Zwar die weißen Ueberzüge hatte man nicht entfernt, auch der Kronleuchter steckte noch in seinem Sazbeutel, so wußte man, daß das eigentliche Fest in der Wohnstube begangen werden sollte, Stätte der Verlegenheit der Vine und des Frikz. Die Vine war zugleich beengt durch die Gegenwart eben dieses Frikz, der kein Wort an sie richtete und auf der äußersten Stuhlkante saß, wie einer, der jeden Augenblick fortlaufen will, und durch die schwermütigen und dabei anlagenden Blicke, die der Marx bisweilen auf ihr ruhen ließ.

Der Frikz trug seinen schwarzen Anzug, Marke

Mahn, und hielt seinen Zylinder krampfhaft in beiden Händen. Weiße Handschuhe hatte er sich auch gekauft und suchte ängstlich die geplakten Nähte zu verbergen. Seine weiße Krawatte saß schief, und er schwitzte unaufhörlich.

Der Alte war zutraulich mit ihm wie noch nie, klopfte ihm auf die Achsel und meinte händereibend:

„Ich bin ausgesöhnt mit Ihne, heut sind Se mir von Herze willkomme, und lasse Se nur Ihr Licht leuchte; so ä Festlichkeit kommt nur hie und da im Lebe.“

Je zutraulicher der Alte wurde, desto gekrümmter und versunkener saß der Frihl in seiner einsamen Ecke und wischte sich fortwährend die Stirn.

Dagegen gewann der Maxl über alle Maßen. Sein Bruder, der schöne Schusterbaron, hatte eine Ehre dareingesetzt, den Maxl für den heutigen Tag piffein abzuliefern. Er trug des eleganten Bruders schwarzen Tanz-Gehrockanzug, Kragen, Krawatte und Knöpfchen; alles war tadellos, die Stiefel von feinsten Arbeit — heute konnte man ihm seine adlige Abstammung glauben.

Der Frihl, sehr erstaunt von seinem Erscheinen, sah ihn giftig von der Seite und die Lina sah ihn ratlos an. In ihrem öden und zu Tode verwundeten Herzen brachten allerdings der wundervolle Gehrockanzug sowie der ganze frischrasierte Maxl immer aufs neue einige Verwirrungen hervor.

Wäre alles schön gewesen, doch das Rosinchen kam nicht! Es dufteten die Blumen aus dem Nebenzimmer, es duftete aus der Küche, es duftete der unruhvoll erwartende Bräutigam nach allen Künsten des nachbarlichen Friseurs, das Rosinchen erschien nicht. Dieses Fernbleiben der Hauptperson legte sich bald erstarrend auf die Gemüther der Gäste; es wurde kaum gesprochen,

und die drei saßen wie die Bildsäulen und konnten die Augen nicht von der Tür wegbringen.

Jedoch schien das die Heiterkeit des Alten nur zu vermehren. Er lachte fortwährend und neckte entweder die Lina mit ihrer früheren Schüchternheit, oder er konnte sich nicht genug tun, dem Maxl zu versichern, wie hoch er ihn schon als kleinen Jungen geachtet, und ihn daran zu erinnern, wie sie sich oft über Politik unterhalten hätten. Ob er nicht wisse, wie er den Bismarck verehrt und dabei gefürchtet hätte?

Der Maxl nickte:

„Ja, man kriegt andere Ideale und fürchtet etwas anderes,“ zu welchen Bemerkungen die Lina puterrot wurde.

Was er nun studiere und lese und verehere, meinte der Alte.

Nun war die Reihe rot zu werden am Maxl: „Verehren?“ stotterte er. „Lesen, ja. Ich — — ich hab' zuerst den Karl May gekriegt vom Herrn Kaplan, hat mir aber nicht recht gefallen, und — nachher den Stifter. O Sie, der ist schön!“

„Soso? Und was noch, Herr Student?“

„Nachher hab' ich mir den Möricke gekauft. Kennen Sie den?“

„Hab' ich ämal gekannt ä Farbwarenfabrik, wo je is, weiß es Rosinche, möglicherweise is der Mann verwandt. Wisse Se, ich selber les ja nit, Gott bewahr' mich!“

„Oder den Hugo?“ fragte der Maxl eifrig.

„Hugo, Porzellanmanufaktur, Hugo u. Co., is unser heutiges Service von ihm. Den kenn ich, aber den werde Se nit meine. Und was sagt der Monsieur Cloche dazu, daß der Maxl derf studiere und all die Bücher lese? Ich hoff, Sie tun das nit?! So des Lese, mein ich.“

„Der Maxl, wissen Sie, ist ein Luxusgegenstand. Ich bin fürs praktische Leben und zum Gebrauch, ich hab' meine Zukunft, Herr Mahn: der lebt im Größenwahn und in einer nicht existierenden Welt, was sich rächen wird, aber ich bin ein gemachter Mann! Ich weiß, wo ich 'naus will, mir gehört die Welt!“

Das hatte der Frißl halb drohend, halb herausfordernd gesprochen; die Tür, durch die doch endlich, endlich das Rosinchen erscheinen mußte, ließ er aber dabei doch keinen Augenblick aus den Augen; schon hatte er sein Taschentuch zu einem kleinen harten Ballen zerknüllt vor lauter Abtrocknen und innerer Erregtheit, da ging die Tür, aber es war nur die Tante. Die Tante, die schon lange keiner mehr gesehen, die zum Mythos geworden, alt, gebückt und verrunzelt, angetan mit einem Schwarzseidenen, eine Haube mit handbreiten Spitzenrüschen auf dem Kopf, und mit bronzenfarbenen Samtbändern, die zu beiden Seiten ihres ledergelben Gesichtes herabhingen. Sie knickte und winkte und trippelte gleich voran in die Wohnstube, wo ein feingedeckter Tisch im Schmuck der Blumen und des Silbers sowie des Services Hugo u. Co., Porzellanmanufaktur, stand. Soeben setzte die alte Köchin mit einer riesenweißen Schürze eine Riesensuppenkassette auf den Tisch, da, endlich — o Erlösung! — schwebte, nein tanzte das Rosinchen herein, ganz Chlonnenchsträhle heute, gebot mit der Hand, daß sich alles setze, und lächelte holdselig; geradezu verklärt sah es aus, mit roten Bäckchen prangte es, angetan mit einem weißen Kleide und einer breiten grünen Schärpe. Aber als der Frißl auf den weißen Engel zu wollte, winkte es „halt!“, rauschte frinolinenschwenkend nach rückwärts, langte mit der Hand hinter die Tür und zog mit gemachter Langsamkeit und Feierlichkeit einen großen korpulenten Herrn in den „besten

„fahren“ vor und hielt ihn direkt neben der Tür fest. So Hand in Hand mit ihm stehend, sprach es laut und mit Würde:

„Meine versammelten hochgeehrten, eingeladenen Herrschaften, erlauben Sie, daß ich Ihnen zu dieser Feier den mir von meinem Papa seit drei Tagen erlaubten Bräutigam, den Herrn Getreidehändler Siebenhaar Erben, vorstelle. Ich gestatte Ihnen, sofort mit dem Essen zu beginnen, aber passender vorher auf das Wohl des wohlwühllichen Brautpaares anzustoßen, vor allem des von mir erwählten und ich von ihm erwählten Bräutigams, was Sie nachher sogar in Champagner bestätigen können, gegeben von dem Helden des Tages. Ich fordere nun alle Anwesenden, von meinem Papa angefangen, auf, zur festlichen Bestätigung unserer Bundes ein ‚Hoch‘ auf uns, das Brautpaar, auszubringen.“

Und während dünn und gepreßt, verschüchtert und matt ringsum das „Hoch“ tönte, hing es sich hingerissen mit einem kleinen „Gupf“ an den Dicken, der über sein ganzes fettes, gutnütziges Gesicht lachte, daß der rote Schnurrbart unter der krummen Nase wackelte, und der seine breite, rotbehaarte und schwerberingte Hand auf den frisch präparierten Stöpselzieherlocken ruhen ließ.

Sechs Augen hingen entgeistert und wie festgenagelt an dem so rapid aufgetauchten Bräutigam, wie wenn er, der so gar nicht einem Schemen glich, dennoch ein Schemen gewesen wäre und sich in der nächsten Sekunde zu verflüchtigen drohe.

Jedoch er hielt stand, der Stuhl frachte sogar sehr merklich unter ihm, als er sich niederließ, und die Hand, die den Suppenlöffel packte, hatte aber auch gar nichts von der vierten Dimension an sich.

Die drei Geladenen wechselten in schöner Reihenfolge mit „Weiß- und Rot-werden“; kontinuierlich rot

blieb nur die Lina, und das Rosinchen wisperte ihr zu: „Bisshde rot vor Freud oder vor Aerger? Gibt's jezt noch was, worüber du dich wunderst nach dem Erlebnis? — Heul' doch jezt nit, es glaubt dir's niemand, daß du aus Rührung heulst —“

„Ach, Rosinchen,“ lispelte stotternd die Lina, „wüßtest du meine Erfahrungen! Alles stürzt über mir zusammen, die Baronin, der Kaplan heute, der Frixl, du —“

„So halt' dich an die Realität!“ meinte das Rosinchen und gab der Lina einen Rippenstoß, nach der Seite hinzielend, wo sie die Realität verstanden haben wollte.

Inzwischen erhob sich der Frixl. Er hatte noch keinen Löffel Suppe angerührt, während der Maxl und die Tante ihre Teller in einem rasenden Tempo ausgekostelt hatten.

Er zitterte, als er an sein Glas klopfte, und war diesmal endgültig weiß geblieben, aber er sprach leidlich fest:

„Ich als Weltmann, beinahe intim mit dieser hohen Braut und häufiger Frequentierer dieses hochgeehrten Hauses, sowie Freund und Bekannter der unterschiedlichen Anwesenden, beeile mich, noch solo nachzüglich auf das Wohl des so überraschend geschmiedeten Brautpaares zu trinken. Zugleich erlaube ich mir, es ebenso ähnlich anzukündigen, indem daß ich bitte, mich aus diesem erlauchten Kreise schnell entfernen zu müssen. Ich bin unter diesen selben Umständen genötigt, mich nach Hause zu begeben, wovon ich schon lange gebeten hätte, Gebrauch machen zu dürfen, insofern als ich dort meine eigene — **V e r l o b u n g** — zu feiern im Begriff stehen möchte. Ich habe beabsichtigt, mich mit der Tochter meiner zurückgekehrten Halbschwester, da sie mir und ich ihr passend geneigt bin, Fräulein Ella Wischnoffky, zu verloben, was ich

imstande sein werde, indem daß ich jetzt fest im Sinn habe und die geneigten Herrschaften um meine Entlassung bitte, jedoch nicht ohne vorher noch ein „Hoch“ auf das Wachsen und Gedeihen der Verlobung auszubringen.“

Immer fester im Ton war er geworden, und zuletzt schaute er sich im Kreise um, wie wenn er eine allgemeine Hochachtung vor seinem „Schwung“ in allen Mienen lesen müßte.

Der Marx und die Lina schauten starr auf ihre Teller, das Rosinchen dagegen streckte ganz ungeniert und des neuen Bräutigams nicht achtend, wie ein kleines, ungezogenes Kind, dem ein Spaß nicht ganz gelungen ist, dem Redner eine lange rote Zunge über den Tisch entgegen.

Nur der alte Mahn war eitel Freude und Bewunderung:

„Bravo, Herr Glocke! Respekt. Des harwwe Se fein gemacht! Ich gratulier' auch zu der schon gesegnete Verlobung mit der Nichte aus der ungarische Garnison. Sie is ä bißl leidend jetzt, hör' ich, aber Sie sind ä Cavalier und werde sich an der Kleinigkeit, die Sie mit in de Kauf zu nehme harwwe, nit stoße. Also ich gratulier' noch ämol —“

„Herr Mahn, ich danke; ich lerne Sie jetzt erst in aller Tiefe würdigen, wo ich mich in eine andere Sphäre zurückzuziehen im Begriff stehe, glorreich meine ich: „Was die Schickung schickt, ertrage; wer da ausharrt, wird gekrönt,“ und mit diesem wahren Spruch empfehle ich mich der erlauchten Kunde, habe die Ehre“, dienerte sechsmal, vor jedem einmal, und schritt schnell und entschlossen hinaus, während ihm das Chlonnenstrahlche in den höchsten Füsteltönen nachrief: „Denken Sie dran, Herr Glocke, mer harwven prachtvolle Schwarzseidene, passend für die Frau Mama zur Hochzeit. harwwe Se gehört?“



Buchdruckerei
Rudolf Mofse
Berlin SW





